Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 32 — Marburg i. H., den 7. August — 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der Enkel Ernte — Gotteserkenntnis. Zehntes Stück — Krieg und Frieden. Zur Frage des Friedenssonntags — Nationalistisches Christentum und der Opfergedanke in der Religion — Das Standbild der Straßbourg auf dem Platze de la Concorde in Paris — Vom Balkan. Der Tragödie zweiter Teil. Viertes Stück — Franz Keims Werke — Noch vier Briefe zur Diesseitsreligion — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Der Enkel Ernte

Staubkörnergleich sind wir, das Volk der Toten.
Lebendige, hörts, was unser Mund entboten:
Wie habt ihr, was wir säten, eingeerntet?
Sagt an, ob ihr das Säen von uns lerntet?
Die wir vor hundert und vor tausend Jahren
Für euch die großen Säeleute waren. —
Es kommt für euch die Zeit, als Staub zu stäuben,
Atomengleich im Sommerwind zu treiben,
Dann fragt ihr auch hinein in Lebensmitten,
Wie eure Enkel eure Garben schnitten.
Und daß sie laut und leuchtend reden können,
Müßt ihr um sie in innerer Kraft entbrennen.
Und eure Seele muß wie Adler fliegen,
Damit einst eurer Kinder Kinder siegen!
Und euer Auge muß so blitzend flammen,
Daß ihre Augen wie von Sternen stammen,
Und euer Mund muß so von Freude klingen,
Daß eure Kinder lerchenselig singen.
Und euer Zukunftsglauben sei ohn' Wanken,
Daß eure Kinder nicht an Zweifeln kranken.
An Gott sollt ihr euch ranken wie die Reben,
Aus seinen Kräften menschenherrlich leben,
Daß eure Kinder in verdeckten Tagen
Ihr Ohne-Gott-sein euch nicht weinend klagen.
Nein, daß sie, über euch hinaus entglommen,
Zum Weltallgründer näher hingekommen — —
Daß eure Ernte golde unermessen:
Lebt, sät und glüht! — Und rühmt als Staub euch dessen!

Gustav Schüler

Gotteserkenntnis

10

Gott ist Licht. 1. Joh. 1, 5.

Am Lichte hängt, zum Lichte drängt doch alles in uns, was wir Leben nennen. Nur das was das Leben zerstört, drängt ins Dunkle und flieht das Licht. Es gehört zu den unmittelbaren Erkenntnissen unsres Wesens: wir sind zum Lichte geschaffen, und unser Leben ist unruhig, bis es ruht im Lichte.

Das gilt durch die drei Stufen der Wirklichkeit hindurch, die wir an uns haben. Es gilt vom physiologischen Lichte, das wir so nötig brauchen wie das tägliche Brot; denn der Hunger nach Sonne ist mehr als eine dichterische Wendung; er ist eine Not, an der in unsern schrecklichen großen Städten viele Tausende langsam zu Grunde gehen.

Es gilt von dem psychologischen Lichte, nach dem das Unbewußte in uns drängt. Die kleinen Katzen sind es wahrhaftig nicht allein, die blind geboren werden. Was für ein Tasten und unsicheres Ringen kann die Mutter an ihrem Kinde beobachten, bis die Sonne des bewußten Lebens dämmernd in dem kleinen Wesen aufgeht! Und wie das weiter sich entfaltet bis zum hellen Tage des Ich mit seinem wunderbaren Lichte, — einem wahrhaftigen Wunder, das aber nicht nach dem plumpen Schema „Naturgesetze durchbricht", sondern wie die Sonne durch die Scheiben bricht.

Aber wenn nun das Licht des Bewußtseins sich in dem unendlichen Leben umsieht, dann beginnt die eigentliche Unruhe des Lebens. In den Dunkelheiten, Unbegreiflichkeiten, Sinnlosigkeiten des Daseins wird es dem Menschen erst vollends klar, daß er ohne Licht nicht leben kann. Aber das Verlangen: „Es werde Licht!" hat auf der höchsten Stufe der Wirklichkeit einen anderen Inhalt, als damals, da das Kind des Nachts in seiner Angst die Mutter bat, Licht zu machen, — oder damals, als das Kind nach einem schweren Sturze dalag, und die Mutter in ihrer Angst flehte, daß es Licht werde und das Bewußtsein wiederkehre. Es kann ein Mensch im grellsten Mittagslichte mit dem hellsten Bewußtsein in unbeschreibliches Dunkel starren, — in das Dunkel der Sinnlosigkeit seines Lebens. Da bricht ein ganz neuer Notruf aus der Tiefe des Wesens hervor: „Es werde Licht!" das Chaos lichte sich! Das ist der Schrei nach Sinn des Lebens. Denn in der Sinnlosigkeit des Daseins kann das Licht des Bewußtseins samt dem Tageslicht zur brennenden Qual werden, und Untertauchen in Bewußtlosigkeit scheint Erquickung und Erlösung.

* * *

Nur wer am Rande der Verzweiflung gestanden hat, kann das Evangelium hören, das in den drei Worten liegt: „Gott ist Licht." Gott ist „Sinn", der Sinn der Welt und darum auch der Sinn meiner kleinen Welt. Nicht ein vorübergehender Sinn und Sonnenflecken, der über mein Dasein in einer fröhlichen Stunde dahinhuscht, sondern der ewige, unverlierbare Sinn meines Wesens. Er hat mich gedacht; ich wäre sonst nicht da. Und „in ihm ist keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsternis" (Jakob. 1, 17). Aus ihm kommt nichts Sinnloses. So lange ich in ihm bleibe und er in mir, kann mein Leben auch in der furchtbarsten Not nicht sinnlos werden, und wenn es den Sinn verloren zu haben scheint, nie sinnlos bleiben. Gottes Gedanke sein, das ist ein character indelebilis, der auch durch unsre Unvernunft nicht zerstört werden kann. „Sind wir untreu, so bleibt Er doch treu, — er kann sich selbst nicht verleugnen!" (2. Tim. 2, 13).

Es kommt eine tiefe Ruhe über den Menschen, wenn ihm das aufgegangen ist, daß sein Schicksal nicht an eigner Treue, sondern an Gottes Treue hängt. Daß der Sinn unsres Lebens nicht in unserm Regen und Bewegen, sondern zuletzt in Gottes Art und Wesen liegt. Unser Leben ist sinnlos, bis es Sinn bekommt in Ihm.

Wie auf dem ersten Blatt der Bibel, so ist es das entscheidende Schöpferwort für jeden Menschen, wenn es finster ist

auf der Tiefe des Lebens: Es werde Licht! Da ist Schöpfung und Erlösung in Einem. Aber man muß das erste Blatt des Johannesevangeliums hinzunehmen, um das recht zu verstehen. Als der Logos in die Menschenwelt kam, da kam Licht, Sinn in das Menschsein. Die Gotteskindschaft, das ist der Logos, der Sinn unsres Daseins. „Das ist das wahrhaftige Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen" (Joh. 1, 9). Aber dies Licht kam und kommt noch heute vom „Vater des Lichts". Von ihm kommt auch mein Leben und der Sinn meines Lebens. Dann „muß die Nacht auch Licht um mich sein" (Ps. 139, 11 f.) — auch die Todesnacht. Die Kinder des Lichtes gehen durch den Tod ins Licht und dürfen wie ihr Erstling sagen: „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater" (Joh. 16, 28). Dann ist das Wort ganz erfüllt: „Der Herr wird dein ewiges Licht sein" (Jes. 60, 19).

P J

Krieg und Frieden

Zur Frage des Friedenssonntags

Die Freunde der internationalen Verständigung haben einen doppelten Angriff zu bestehen. Eine Klasse von Gegnern hält uns für „politische Kinder", welche in der törichten Einbildung leben, daß die großen Gegensätze der nationalen Interessen, die in leidenschaftlichen Erregungen der öffentlichen Meinung zum Ausdruck kommen, durch freundliches Zureden einzelner wohlgesinnter Männer beschwichtigt werden könnten. Jede geistige Bewegung hat Spott zu ertragen, so lange sie klein ist, und alle Anfänge sind klein. Wer eine Ueberzeugung hat, ist daher gegen Spott unempfindlich. Eine andre Klasse von Gegnern ist prinzipiell für den Krieg eingenommen und verabscheut alles, was der Freude an Kriegstaten und Kriegsruhm gefährlich werden könnte. Hierher gehören die Generäle, namentlich die außer Dienst, welche als Soldaten von Beruf unmöglich für den Frieden schwärmen können. Ihnen scheint die Kriegbereitschaft des Heers bedingt durch die Vorstellung, daß der Krieg in Sicht sei. Hier ist also die Gegnerschaft als Folge des Berufs psychologisch motiviert, daher subjektiv unvermeidlich, aber für die nichtmilitärische Menschheit belanglos. Wichtiger ist der auf alle Gebildeten wirkende Widerspruch mancher Historiker, welche als Dozenten und Schriftsteller für die Notwendigkeit des Kriegs eintreten. Sie stehen unter der Nachwirkung von Treitschkes machtvoller Persönlichkeit. Bei ihm folgt die Freude am Krieg aus seiner antiken Staatsauffassung, welche kein Markten des Individuums mit dem Staat zuläßt, vielmehr den absoluten Charakter des Staats mit aller Schärfe betont. Er preist den Krieg deshalb, weil hier die Nichtigkeit des Individuums gegenüber den Zwecken des Staats den stärksten Ausdruck findet. Dazu ist es den Historikern leicht, in glänzenden Illustrationen darzulegen, wie große Fortschritte der Völker durch Kriege verwirklicht werden mußten, so daß der Krieg nicht nur als Mittel für die Zwecke nationaler Selbstsucht, sondern als unentbehrliches Moment für den Fortschritt der Menschheit erscheint. Endlich stimmen Generäle und Historiker darin überein, daß die Erziehung für den Krieg und durch den Krieg eine einzige Gelegenheit ist für die Ausbildung der höchsten menschlichen Tugenden, so daß das Individuum grade da, wo es rücksichtslos geopfert wird, sich selbst in höchster Vollendung wiederfindet. In dieser Betrachtung versöhnen sich Individualismus und Sozialismus, antiker und christlicher Geist.

Es ist wichtig, die Wahrheit, die in diesen Gedankengängen steckt, ganz zu begreifen. Wenn man ihnen mit dieser Absicht folgt, so ergeben sich die Grenzen von selbst. Die Unterordnung des Einzelnen unter den Staat ist der Ausgangspunkt aller Politik. Dem Staate muß das Recht zustehen, für seine Selbstbehauptung über Gut und Blut seiner Bürger zu verfügen. Ein radikaler Pazifismus, mag er nun religiös oder rationalistisch motiviert sein, ist mit der Idee des Staats unvereinbar. Indessen ist es immer ein Symptom politischen Niedergangs, wenn in Friedenszeiten die Einzelinteressen so überwuchern, daß ihre Unterordnung unter das Gesamtwohl nicht mehr als Pflicht gefühlt wird, wenn es einer gewaltsamen Aufpeitschung bedarf, um die elementaren Wahrheiten der politischen Ethik wieder aufleben zu lassen. Der Krieg als Mittel zur Ueberwindung inneren Haders ist ein Armutszeugnis für die Verfassung des Staats. Ein gesundes Staatswesen bedarf dieser gewaltsamen Kur nicht. Nur der Despotismus, der den Gemeinsinn tötet, damit das Fundament des Staats untergräbt, muß Konflikte mit andern Staaten suchen, um der eignen Nation das Gefühl ihrer Einheit zu verschaffen. Daß große Fortschritte durch Kriege erkauft werden mußten, kann Niemand leugnen. Es gibt Fälle, in denen es klar vor Augen liegt, daß nur das Schwert des Siegers einen gordischen Knoten lösen konnte. Aber wie viele Kriege hat es gegeben, welche der historische Rückblick keineswegs als notwendig und heilsam vertreten kann! Der westfälische Friede konnte in der Hauptsache nur bestätigen, was man schon fast hundert Jahre früher in Augsburg zugestanden hatte, und die ganze Flut von Elend, Schuld und Schande, welche in dem Namen des dreißigjährigen Kriegs beschlossen ist, war, menschlich gesprochen, bei einiger Weisheit und gutem Willen der Regierenden zu vermeiden.

Gewiß gibt es menschliche Tugenden, die sich zu höchster Vollendung nur im Kriege entwickeln. Und wenn man nach Beruf, Anlage und persönlicher Neigung das Ideal der Menschen im Krieger erblickt, so ist über dieses Werturteil nicht zu streiten. Nur ist es ausgeschlossen, auf Grund dieses Urteils den Krieg zu erstreben. Wollte man diese Konsequenz ziehen, so müßte man auch den inneren Frieden verabscheuen. Denn die Herrschaft des Faustrechts ist offenbar der allergünstigste Boden für die Ausbildung des kriegerischen Menschheitstypus. Und doch führt der unverkennbare Gang der Kultur zu einer immer weiter schreitenden Befriedung der Menschheit. Ja es gibt keinen Verehrer des Kriegs, der nicht an verantwortungsvoller Stelle die Erhaltung des Friedens, soweit er mit der Ehre und dem Wohl des Staats vereinbar ist, als die erste Aufgabe seiner Politik anerkännte. Darüber besteht keine Meinungsverschiedenheit, und in Folge davon stehen wir vor der Tatsache, daß die Regierungen aller europäischen Großstaaten in dem Streben nach Erhaltung des europäischen Friedens einig sind. Es ist auch garnicht einzusehen, weshalb dieses Streben erfolglos sein sollte. Die beiden europäischen Fragen, welche der Wiener Kongreß nicht lösen konnte, die deutsche und die italienische, hat das neunzehnte Jahrhundert entschieden, und kein Mensch denkt daran, eine Revision dieser Entscheidungen zu fordern. Die Grenzberichtigung zwischen Frankreich und Deutschland, welche das Jahr 1870 gebracht hat, ist keine europäische Angelegenheit. Die Bundesgenossen Frankreichs denken nicht daran, den Franzosen für die Wiedereroberung des Elsaß Hilfe zu leisten, und kein französischer Minister würde die Verantwortung übernehmen, für diesen Zweck zu den Waffen zu greifen. Man darf also sagen: die europäischen Großmächte sind mit ihren Grenzen zufrieden, oder haben sich wenigstens damit abgefunden. Es ist gar keine Utopie, auf einen Tag zu hoffen, wo dies offen ausgesprochen wird, wo sich die europäischen Großmächte gegenseitig ihren Besitzstand garantieren. Dieselben Mächte werden auch dazu kommen, die Gegensätze der Interessen in Asien und Afrika auszugleichen. Hier handelt es sich um Handelsgeschäfte, wo die Staatsmänner durch die Natur des Geschäfts gezwungen sind, wie kluge Kaufleute vorzugehen, die ihren Vorteil suchen, aber dem Konkurrenten dasselbe Recht zugestehen und nicht daran denken, ihn totzuschlagen. Der Ausgang des Marokkohandels ist ein klassisches Beispiel solcher Geschäftserledigung.

Dies also ist die Sachlage, in der sich das Problem: „Krieg oder Frieden" heute stellt. Wenn die Tatsachen der Geschichte mit immer größerer Entschiedenheit auf Frieden weisen, ist es dann erlaubt, darüber zu klagen, den Krieg herbeizuwünschen und zu diesem Zwecke kriegerische Gesinnung, Völkerfeindschaft zu pflegen? Diese Frage richtet sich an alle, die als Lehrer und Führer des Volks einen Einfluß auf die öffentliche Meinung und Gesinnung haben. Es hat Zeiten gegeben, wo der Genius der Nation eine Forderung stellte, welche nur mit dem Schwert zu erfüllen war. In solchen Zeiten mußten auch

die geistigen Führer, Lehrer und Dichter den Gott preisen, der Eisen wachsen ließ und den Heroismus des Kriegs predigen. Aber je echter und wahrer diese Predigt in ihrer Zeit war, desto weniger paßt sie in eine gänzlich veränderte Lage. Körners und Arndts Gedichte sind unvergänglich als Dokumente einer großen Vergangenheit, aber nicht geeignet, dem patriotischen Fühlen und Streben unserer Tage Ausdruck zu geben. Nur der milde und innige Max von Schenkendorf hat auch in seinen Kriegsliedern eine religiöse Weihe und eine hohe Idealität, welche ihnen etwas Zeitloses gibt, eine fromme Verklärung der Vaterlandsliebe, und selbst Arndt, der mit Haß und Hohn den französischen Unterdrücker verfolgte, kommt doch, wo er in vollem Ernste spricht, zu einem andern Schlusse: „Seid stark im Lieben, werdet schwach im Hassen!“ Dieser Mahnung zu folgen, ist uns heute leicht. Wenn das ruhige Urteil uns zeigt, daß kein unentrinnbares Verhängnis den europäischen Frieden gefährdet, keine ungelöste Fragen die Lösung durch das Schwert fordern, vielmehr nur der Völkerhaß zum Kriege führen kann, so wird Niemand die Meinung vertreten, daß es erlaubt sei, diesen Haß zu pflegen, um der Menschheit Beispiele des Heroismus vorzuführen, wie sie nur der Krieg liefern kann.

Aus dem viel mißbrauchten Vorbilde von 1813 haben wir zu lernen, daß die geistigen Führer der Nation ihren Beruf erfüllen, wenn sie der Forderung des Tags genügen. Wie vor hundert Jahren Fichte und Schleiermacher, Arndt und Körner den Krieg predigen mußten, so offenkundig ist heute die Pflicht aller führenden Geister, für den Frieden zu wirken. Daher die Forderung, daß auch die Kirchen sich dieser Aufgabe nicht ferner entziehen. Im Elsaß, wo die Feindschaft gegen den Krieg das gesamte politische Denken beherrscht, hat eine große Anzahl von Geistlichen schon im Herbst 1912 die Einführung eines Friedenssonntags bei dem Oberkonsistorium beantragt. Das Oberkonsistorium hat diesen Antrag dem Direktorium überwiesen zur Prüfung und Berichterstattung in der Session von 1913. Inzwischen hat sich die Straßburger Pastoralkonferenz, welche die lutherische und die reformierte Geistlichkeit mit Ausnahme der konfessionellen Richtung umfaßt, einstimmig für den Friedenssonntag ausgesprochen. Die Entscheidung des Oberkonsistoriums wird im Spätherbst erfolgen.

Friedrich Curtius

Nationalistisches Christentum und der Opfergedanke in der Religion

... Nicht, daß wir materielle Opfer für hohe sittliche Güter scheuten, wie es das Bestehen eines selbständigen Volksganzen ist. Im Gegenteil, auch uns ist das Leben der Güter höchstes nicht. Aber wir sind überzeugt, daß der Krieg seine Opfer an Menschenblut keineswegs rechtfertigt, weil sein angeblicher Zweck, der Frieden und das Recht, durch seinen Ausgang nicht verbürgt wird. Wir fordern von den Völkern christlicher Kultur das sittliche Opfer, daß sie unter Zurückstellung kriegerischen Ehrgeizes und der Gelüste gewaltsamer Eroberung einen internationalen Rechtszustand herbeiführen, der das Gewaltmittel der Waffen ausschaltet.

So schrieb Nithack-Stahn in dem mit kraftvollen Willensimpulsen einsetzenden Aufruf, der zunächst von sieben Theologen unterzeichnet, die Geistlichen und theologischen Hochschullehrer der deutsch-evangelischen Landeskirchen für die Arbeit am Tempel des Völkerfriedens gewinnen sollte. Das Schriftstück, das in 3000 Exemplaren verbreitet wurde, hat der Friedenssache neben 400 Unterschriften und neben zum Teil begeisterten Zustimmungserklärungen viel Anfechtung gebracht. Die nationalistische Presse hat sich mit zorniger Wut darüber hergestürzt, und mancher Kollege, dem das Blatt ins Haus geflogen war, hat die Feder eingetaucht, um einen geharnischten Protest dagegen zu erlassen. Obwohl der Aufruf die Berechtigung des Opfergedankens unzweideutig anerkannte, so blieb den ersten Unterzeichnern doch der Vorwurf nicht erspart, als ob bei ihnen ein Mangel an Opfersinn der heiligen Sache deutscher Größe gegenüber wahrzunehmen wäre. Geradezu als ein Verbrechen, das nahe an Hoch- und Landesverrat streife, hat man es bezeichnet, daß wir es in dieser Zeit, da unser Volk um Sein und Nichtsein ringen müsse, wagten, von der Unwirksamkeit der Rüstungen zu reden.

Das Volk in Waffen, die schimmernde Wehr und die gepanzerte Faust hat man uns in immer neuen Tönen als die einzige wirksame Friedensbürgschaft gepriesen und hat es zwischen den Zeilen lesen lassen, daß derjenige, der sich nicht auf das Dogma des Si vis pacem, para bellum verpflichten lasse, als schlechter Patriot, ja was noch schlimmer sei, als schlechter Christ betrachtet werden müsse. Für christlich patriotisch hielt man es allein, den Völkerfrieden als ein Gut zu betrachten, dessen Erhaltung nur durch die deutschen Waffen erzwungen werden könne. So schrieb D. Philipps noch am 13. Juni im Reichsboten: „Wir huldigen dem Friedenskaiser, dem Gott der Herr, der Herr der himmlischen Heerscharen gegeben hat, Deutschland auf die Höhe seiner Macht zu heben, so daß er den Frieden erhalten und gegebenenfalls erzwingen kann.“ Daß ein von derselben Anschauung getragener Engländer oder Russe im Geist die himmlischen Heerscharen über englischen Panzerschiffen schweben und über russischen Heerhaufen dahinziehen sieht, mit der Absicht den Engländern zu einem englischen und den Russen zu einem russischen Frieden zu verhelfen und daß für diese fremdländische Betrachtungsweise die Deutschen durch den Respekt vor den englischen Panzern und russischen Reitergeschwadern gezwungen werden, Frieden zu halten, das macht sich der Leser des Reichsboten bei solchen Worten nicht klar.

Die Gleichsetzung der nationalen und christlichen Sache ist übrigens uralt. Ich kann die Geschichte dieser Gleichung nicht ins Altertum zurückverfolgen, muß mich vielmehr dabei begnügen, darauf hinzuweisen, wie energisch vor hundert Jahren Christentum und Patriotismus verschmolzen worden sind. Es entsprach der romantischen Anschauung, die den Goldglanz an dem vielfach übertünchten Bild des germanisch christlichen Mittelalters wieder entdeckte, das echte kernige Deutschtum mit christlicher Tugendhaftigkeit, mit Tapferkeit und Mannesmut zu identifizieren. Daß Gott auf Seiten der Deutschen kämpfte in dem heiligen Freiheitskrieg, das war selbstverständliche Voraussetzung für die Erhebung, die zum Zerreißen der napoleonischen Kette führte. Die stahlharte Strophe Arndts: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“, zeigt den Quell, aus dem das Volk der Freiheitskriege seine Kräfte sog. Natur und Geist ist hier noch ganz in Eins verflochten, das Eisen der Bergwerke wird gleichsam direkt aus der Hand des Freiheitsgeistes genommen, den man Gott nennt. Den deutschen Gott hat Max von Schenkendorf durch deutsche Eichenwälder brausen hören, und hat wohl kaum geahnt, daß dieser Gott doch wohl etwas Anderes sein müsse, als der Vater Jesu Christi, der nicht brausendes Aufschäumen und gewaltiges Dreinschlagen, sondern starkes Dulden von seinen Verehrern verlangte. Und wenn Uhland in seiner Siegesbotschaft sagt:

Es rauscht und singt im goldnen Licht,
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heilges nicht zum Spott,
Viktoria! mit uns ist Gott,

so hat er damit die deutsche Sache für die Sache Gottes, das deutsche Volk für Gottes Volk erklärt. Wenn wir aber in dem Bisherigen noch den Ausdruck des naiven Volksempfindens sehen dürfen, das in seinem Befreiungskampf die gottgewollte Sache erblicken mußte, so will uns das gegenüber den Erzeugnissen der Geibelschen Muse vom Jahr 1870 nicht mehr gelingen. In den Tönen, die er damals gefunden hat, geht uns die Identifizierung von göttlicher Gerechtigkeit und deutschem Heldentum denn doch zu weit. In dem Gedicht „Am 3. September 1870“ heißt es wörtlich:

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus.
Mit allen Mächten
Der Höll im Bund,
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.
Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!
Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Was man im Jahr 1813 und 1870 noch zeitgemäß finden mußte, das kann im Jahr 1913 bereits als Anachronismus empfunden werden: die Zusammenwirrung des göttlichen Zwecks mit dem doch oft recht selbstsüchtigen Zweck der Nation. Für den Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts hat die Formel „Thron und Altar“ ihre naive Selbstverständlichkeit verloren, zumal wenn der Thron das Symbol kriegerischer Machtentfaltung ist. Ebenso mag ein Zweifel in ihm aufsteigen, ob wir immer und in allen Fällen sicher sein dürfen, daß Gott mit uns ist, wenn wir für König und Vaterland streiten.*)

Wodurch unterscheiden sich eigentlich unsre heutigen Kriege von den Expeditionen der alten? So verwerflich uns die Religionskriege heute erscheinen, so wenig die meisten unsrer Zeitgenossen sich noch in die Motive der Kreuzzüge hineindenken können, — allen diesen Unternehmungen lagen doch religiöse Beweggründe unter, und eben damit standen sie meines Erachtens bergehoch über den heutigen Interessenkriegen, die nichts zum Inhalt haben, als Größe, Macht und Reichtum der eigenen Nation. Der Nationalismus unsrer Tage ist, so glänzend auch der Zaubermantel der Kulturerrungenschaften sein mag, mit dem er sich drapiert, nichts Anderes als ein Residuum des alten Heidentums, in dem bekanntlich auch die Nation als Selbstzweck betrachtet wurde; ja der heutige Nationalismus steht tiefer als der der alten Griechen, die zu ihrer Zeit ein gewisses Recht hatten, sich selbst als die einzig Gebildeten, die Andern als Barbaren zu betrachten. Wir wissen doch, daß dieselbe Zivilisation, deren wir uns rühmen, den Völkern, die wir bekämpfen, ebenso eigen ist wie uns, und daß uns eine gemeinsame Kulturgrundlage mit unsern sogenannten Feinden verbindet.

Wenn wir nun trotz der Skepsis, die uns gegenüber dem nationalen Gedanken ergreift, bekennen, daß wir kein Opfer für hohe sittliche Güter scheuen, wie es das Bestehen eines selbständigen Volksganzen ist, so geben wir damit selbstverständlich zu, daß wir unser Volkstum als ein Gut betrachten, für das wir bereit sind, uns zu opfern. Was wir aber bestreiten, das ist die Anschauung, die das völkische Dasein zum höchsten Gut erhebt, und die eben damit in eine Art Ethnolatrie verfällt. Das höchste Gut kann für den Christen nur das Reich Gottes, die Kulturgemeinschaft, der Bruderbund der Völker sein. Es ist unsittlich, wenn sich der Teil gegen das Ganze auflehnt, wenn das Einzelvolk sich gegen die Einfügung in die Kulturmenschheit sperrt. Hier muß vielmehr vom Einzelvolk die Fähigkeit gefordert werden, die Sonderbestrebungen und Eigenmächtigkeiten, die es an der Verbindung mit der Menschheit hindern könnten, aufzuopfern,**) und aus einem Zustand herauszustreben, der, um mit Karl Christian Planck zu reden, die widersinnige Aufopferung der blühenden, schaffenden Manneskraft für die nationale Herzenshärtigkeit mit sich führt.

Es ist interessant, den Opferbegriff durch die Jahrtausende hin zu verfolgen. Welche Kluft zwischen dem heidnischen und dem christlichen Opfergedanken; aber auch welche Weltfernen, die den urchristlichen Opferbegriff noch von den Opfergedanken trennen, wie sie von der Humanitätsreligion unserer Klassiker vertreten werden!

*) Daß ein Volk beim Ausbruch des Krieges zu seinem Gott ruft und für etwaigen Sieg seinem Gotte dankt, scheint mir — im Unterschiede von dem Herrn Verfasser — als das religiös allein Mögliche, auch dem Christengott gegenüber. Ich wollte längst schon einmal ein Mehreres darüber sagen im Anschluß an Chamissos „Predigt des guten Britten.“ D H

**) Hier berührt sich die Individualethik mit der Völkerethik aufs allerinnigste. Daß die Frage nicht so ganz einfach liegt, das brauche ich aus dem Aufsatz Frederkings im Protestantenblatt Nr. 22 und 26 nicht erst zu lernen. Ich habe schon vor neun Jahren in der von Dr. Renner herausgegebenen philosophischen Wochenschrift gezeigt, daß der Staat die Pflicht der Selbstbehauptung hat. Damit aber unterscheidet sich die Staatenethik nicht prinzipiell von der Individualethik, hat doch auch die Einzelpersönlichkeit die Pflicht, sich selbst zu behaupten „soweit es christlich ist“. Aber ebenso haben beide, Individuen wie Staaten, unter Umständen die Pflicht, Opfer zu bringen. „Wir fordern von unseren christlichen Völkern“, sagt Nithack-Stahn, „das sittliche Opfer, daß sie auf kriegerischen Ehrgeiz und gewaltsame Eroberungen verzichten können.“ Gewiß, dem steht der Souveränitätsgedanke heute noch entgegen, aber wie er mit dem machiavellistischen Zeitalter entstanden ist, so wird er auch mit diesem zu Grunde gehen. Man soll doch den Staat nicht als eine unwandelbare Größe betrachten. So groß der Unterschied zwischen einem altgriechischen Stadtstaat und einem mittelalterlichen Feudalstaat ist, so groß wird der Unterschied zwischen dem heutigen Militärstaat und dem künftigen Friedensstaate sein. D V

In den polytheistischen Naturreligionen war die Verbindung von Religion und Nation bekanntlich ungeheuer enge. Die Götter waren Volksgötter, und kämpften kriegerischen Sinnes für ihr Volk. Die Sache des Volks war immer gleichzeitig Sache der Gottheit. Wenn die Volksfeinde erschlagen wurden, so triumphierten die Götter mit dem Volk. Der Tod der Feinde erschien als Genuß für die Himmlischen. Auf dieser Stufe standen die alten Germanen, wenn sie die gefangenen Feinde unter den windbewegten, heiligen Eichen den Göttern opferten oder das Feindesblut von den Rinnsteinen in den Herthasee rieseln ließen. In derselben Tiefe befanden sich die alten Mexikaner, die ihrem Huizilopochtli die Herzen der gefangenen Spanier vorwarfen. Der Aberglaube, daß die zürnende Gottheit versöhnt würde, wenn man ihr die höchste irdische Erscheinung, das menschliche Leben zum Opfer bringe, spielt in tausend alten Geschichten, von Iphigenia in Aulis bis zu Curtius in Rom, von Isaaks Opferung über Jephtas Tochter hinüber bis zu dem Sohn des Königs Mesa, der auf der Stadtmauer geopfert wurde, um die Israeliten zum Abzug zu bewegen, eine überaus bezeichnende Rolle.

Während solche Opfer direkt unter dem religiösen Gesichtswinkel betrachtet wurden, so hat man dagegen das Opfer des Lebens, das die Krieger in den Schlachten bringen mußten, als eine Selbstverständlichkeit angesehen, die kaum der Rede wert erschien. Israel war auch insofern ein antikes Volk, als über der Erhaltung der Nation die Leiden der Einzelnen fast ganz vergessen wurden. Nur etwa der Untergang eines Königs und seiner Söhne wird mit größerer Teilnahme geschildert. Der gemeine Mann fiel unter den Dreschschlitten der Feinde oder ihren Speeren, ohne daß mehr nach ihm gefragt wurde, als im friederizianischen Zeitalter nach dem sogenannten Kanonenfutter. Christus hat das Opfer des Lebens für die Nation überhaupt nicht verlangt. Im Gegenteil, er hat die Jünger angewiesen, beim Auflodern des Entscheidungskampfes das sinkende Schiff des jüdischen Staats zu verlassen und auf die Berge zu fliehen. Er hat gleichsam naiv von Krieg und Kriegsgeschrei geredet und von dem Könige, der mit 10 000 Mann auszog, um einen andern zu bekriegen, der ihm mit 20 000 entgegentrat; aber er hat seine Jünger nicht in die Schar der Kämpfer hinein gedacht. Das Wort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“, das heute so häufig gebraucht wird, um möglichst einseitig nationale Anschauungen zu decken, hat im Munde Christi das gerade Gegenteil, die heftigste antinationale Parole bedeutet. Und da gibt es Theologen, die es wagen, von der Berechtigung eines nationalen Christentums zu reden, und sich für diesen Nonsens auf das Wort des Apostels Paulus berufen: „Den Juden bin ich geworden ein Jude und den Heiden ein Heide“, als ob er nicht eben damit die Internationalität des Christentums in geradezu klassischer Weise festgelegt hätte.

Trotz Alledem stand der Opferbegriff in der Mitte der Anschauung Christi. Ich habe in den interessanten Aufsätzen von Reinhold Planck über „Autorität und Autonomie“ mit tiefem Respekt vor der energischen Denkarbeit dieses philosophischen Sohns eines noch philosophischeren Vaters Gedanken gefunden, die mir durchaus sympathisch erscheinen.*) Ich glaube ihn richtig verstanden zu haben, wenn ich zwei seiner Hauptideen in Folgendem herauszuheben suche: Nur dadurch, daß der Einzelmensch (Christus) fähig ist, der Gemeinschaftssünde bis aufs Blut zu widerstehen, daß er sich lieber von dieser Sünde zermalmen läßt, als daß er ihr nachgeben würde, nur dadurch, daß er also fähig ist, sich selbst für die von ihm vertretene Wahrheit zu opfern, gewinnt er eine dauernde Autorität über die Masse. Und das Andere: Indem der religiöse Heros (unschuldig, wie er ist) sich für Andere opfert, reinigt er nicht nur die eigene Seele, sondern auch fremde Seelen, die allein dadurch zur Bekehrung geführt werden können, daß sie sich sagen müssen: Wir haben durch unsre Sündenverstockung die Unschuld erwürgt.

*) Vgl. Plancks Aufsätze Nr. 15—17 und Nr. 31. D H

Und diese Opferwilligkeit, die für Christus so bezeichnend war, sie ist für alle Zeiten der einzige Weg, um den Stumpfsinn zu überwinden, neue Autoritäten zu begründen und den Fortschritt herbeizuführen. Dieser würde, aufs nationale Gebiet angewendet, darin bestehen, daß die einzelnen Nationen ihre Sonderinstinkte dem allumfassenden sittlichen Rechtsbewußtsein unterordnen lernen.

Bei unseren Klassikern bildet der Opfergedanke das Grundmotiv ihrer vollendetsten Erzeugnisse. Die ganze Welt idealer Gestalten, die sie uns geschaffen haben, ist Zeuge davon. Minna von Barnhelm opfert ihren Stolz, um den geliebten Mann von dem seinen zu heilen. Emilia Galotti opfert ihr Leben, um Unschuld und Gewissensfrieden zu retten. Nathan der Weise legt sich selbst als Opfer auf den Altar der Menschlichkeit, indem er, das Herz noch zerrissen von dem rasenden Schmerz, den er über die Hinschlachtung seines Weibes und seiner sieben Söhne empfinden mußte, die schönste Feindesliebe durch Adoption des Christenkinds beweist. Marquis Posa opfert sein Leben dem Ideal der Freundschaft und der Freiheit. Phinthias ist bereit, für Damon am Kreuze zu sterben. Tell wagt sein Leben, um den flüchtigen Baumgarten durch den sturmgepeitschten Bergsee zu steuern. Karl Moor opfert schließlich sich selbst, um die verletzte Gerechtigkeit wieder herzustellen. Wenn Schiller im Tell und in der Jungfrau kräftigere nationale Töne gefunden hat — unseres Erachtens mit Recht — so hat er dabei doch immer die Nation als Untergrund eines höheren Humanitätsideals und nicht als absoluten Selbstzweck betrachtet. Wenn Goethe die Hoheit des Weibes preist, so tut er es vor allem um der Fähigkeit der Frauen willen, sich selbst zu opfern. Iphigenia ist ein ergreifendes Bild der unschuldigen Hingebung. Und seinen Egmont läßt Goethe sterben als ein Opfer für die Freiheit seines Volks. Aber weit entfernt sind unsre Klassiker davon, die Aufopferung der strahlenden Völkerjugend, wie sie von unsern Kriegsaposteln verlangt wird, als eine Naturnotwendigkeit zu betrachten. Goethe, der dem mönchischen „Gedenke zu sterben“ mit vollem Bewußtsein dessen, was er tat, sein „Gedenke zu leben“ entgegensetzte, konnte nur mit Abscheu des Frevels sich erinnern, der die Menschheit zur Schlachtbank führt: „Menschenopfer mußten bluten, laut erscholl des Jammers Qual“ — dieses Wort aus dem zweiten Teil des Faust klingt wie ein Gerichtsurteil über die Schlächter der Völker. Gewiß Goethe hat einen sehr ausgeprägten Begriff vom Opfer, aber er versteht darunter die freiwillige Hingebung der Liebe, nicht den gewaltsamen Raub des Lebens. Eine Hingebung hat er im Auge, die sich nicht nur in Augenblicken heroischer Selbstaufopferung äußert, sondern das ganze Leben auszufüllen imstande ist. Dies der Sinn der bekannten Verse:

> In unsres Busens Reine wohnt ein Streben,
> Sich einem Höheren, Reinen, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten —
> Wir heißens: fromm sein.

Also opferwillige Selbstentäußerung bis zum Verzicht auf das eigene Leben, das kann als das Allerheiligste der Humanitätsreligion betrachtet werden, die von unsern Klassikern verkündet wurde. Aber wohl gemerkt, der Gegenstand, für den sie Opfer fordern, ist nicht die nationale Größe in ihrer starren und nach außen verschlossenen Einseitigkeit, sondern in allen Fällen und überall Menschenwürde und Freiheit, Liebe und Freundschaft, Kindes- und Frauenleben und das Ideal des Schönen und Guten, das dem Leben erst den rechten Wert verleiht. Die Klassiker und ihre unmittelbaren Epigonen wußten genau, daß es unter Umständen wertvoller für die Menschheit sein könne, das Leben zu erhalten, als es zu zerstören. Das hat Ludwig Uhland in dem herrlichen Gedicht Ver Sacrum in entzückenden Bildern gezeichnet. Der Heerbann der Latiner sieht den Untergang vor Augen. Da gelobt der Priester, dem Gott den Frühling zu weihen, wenn er Sieg gewähre. Die Siegesadler rauschen über den Häuptern der Latiner, und nach gewonnener Schlacht kehren sie triumphierend zurück. Und nun wird der Frühling der Gottheit geweiht: das weiße Lamm, das junge Rind und was in Blütengärten reift, aber auch die Jungfrauen in der Jugend erstem Kranz, die Jünglinge im ersten Waffenschmuck. Sie neigen das Haupt willig dem Opfermesser, da fährt ein Blitz am Speer des Priesters nieder. Der aber deutet dieses Zeichen, daß der Gott kein totes Opfer will. In vollem Leben soll des Volkes Blüte hinausziehen in ein fernes Land; die Körner, deren Halme eben aus der Erde wachsen, die Bäume, welche jetzt noch blühn — sollen die Schößlinge abgeben für die Ernte in der Fremde. So soll ein neues Leben für die Zukunft beginnen. Den Sinn des Ganzen aber faßt der Dichter in dem Schluß zusammen:

> Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
> Geht hin, bereitet euch, gehorchet still.
> Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt.
> Das ist der Weihefrühling, den er will.

Abgrundstief unter dieser Firnenhöhe klassischer Weltanschauung steht die Religion unserer Alldeutschen, die das Deutschtum als solches zum Gegenstand der Verehrung machen, die von einem neuen Evangelium faseln, dem Evangelium von Deutschlands Größe, Kraft und Schönheit, die am liebsten die alten Heidengötter wieder lebendig machen möchten und in Ermanglung dessen unsre Nationalhelden als Heilige verehren, die bei Strafe des Hochverrats nicht kritisiert werden dürfen. Noch abstoßender aber wirkt vielleicht auf viele Zeitgenossen die Verquickung von Christentum und Nationalitätsidee, wie sie von weiten kirchlichen Kreisen praktiziert wird. Reinhold Planck hat vollkommen recht, wenn er in seinem oben erwähnten Aufsatz der Ansicht Ausdruck gibt: Nur dadurch, daß die Kirche imstande wäre, ihre Traditionen auf dem Altar neuerkannter Wahrheiten zu opfern, wäre sie berechtigt, Autorität für alle Zeiten für sich in Anspruch zu nehmen. Statt dessen hängen die Kirchen vielfach mit einer verhängnisvollen Zähigkeit an überlebten Ueberlieferungen und unhaltbar werdenden Verbindungen, meist ohne zu merken, wie nahe sie daran sind, sich durch ihre bewußte und gewollte Rückständigkeit das eigene Grab zu schaufeln. „Haben Sie“, so schrieb mir ein orthodoxer Kollege aus Anlaß des Nithack=Stahnschen Aufrufs, „den Artikel 16 der Augsburgischen Konfession, durch den der Obrigkeit das Recht zugestanden wird, Kriege zu führen, vergessen?“ „Nein“, antwortete ich ihm, „vergessen hab ichs nicht, was dort geschrieben steht, aber haben Sie vergessen, daß unsre Kirche einstweilen fast 400 Jahre älter geworden ist?“ Ich fürchte, wenn Christus heute lebte, er würde das harte Wort von der Heuchelei derer, die es nicht verstehen, die Zeichen der Zeit zu deuten, wiederholen. Ich möchte Niemanden verletzen; aber das muß gesagt werden: Es ist wohl keine subjektiv bewußte, aber eine unbewußte Heuchelei, wenn man meint, Christentum und Krieg vereinigen zu können. Heuchelei ist es, von einem Gott der Liebe zu reden und von ihm zu verlangen, daß er uns helfe, unsre Feinde zu töten. Heuchelei ist es, vom Reich Gottes zu träumen und die Verbindung der Völker als Utopie zu verwerfen. Heuchelei ist es, „Friede auf Erden“ zu predigen, und doch an diesen Frieden nicht zu glauben. Heuchelei ist es, sich auf den Namen Jesu des Friedefürsten zu berufen und zugleich den Haß gegen die Ausländer, die er ebenso erlösen wollte, wie uns, zu schüren. Wie sagt doch Mirza Schaffy?

> Ihr mögt von Krieg und Heldenruhm
> So viel, wie ihr nur wollt, verkünden,
> Nur schweigt von eurem Christentum
> Gepredigt aus Kanonenschlünden . . .

Ohne Opfer können wir nicht auskommen. Aber es ist ein himmelhoher Unterschied zwischen dem Märtyrer, der aus Ueberzeugung für die ihm heilige Sache stirbt und dem Krieger, der zu Tod getroffen wird, während er selbst auf Befehl seiner Vorgesetzten andere Menschen tötet. Gewiß, das Vaterland ist die größten Opfer wert. Wenn es aber einen Weg gibt, die Gemeinschaft der Staaten herzustellen, und dadurch jene Massenopfer überflüssig zu machen, so soll man die nicht schelten, die sich mühen, eine Gasse zu machen, in der die Menschheit ihrem Ziel entgegenstreben kann.

Otto Umfrid

Das Standbild der Strassbourg auf dem Platze de la Concorde in Paris

Spät Abends in Paris angekommen, trieb es mich noch über den Pont de la Concorde auf die Place de la Concorde und zur Kirche Madelaine. Der herrliche Platz, den einst die Guillotine mit Blut gedüngt hat, war rasch gefunden, und ebenso rasch, was ich insonderheit auf ihm suchte, das Standbild der Stadt Straßburg. Unter den acht französischen Städten, die in Marmor, sitzend, das weite Rund umgeben,*) war sie leicht entdeckt: die einzige Figur, die über und über mit Blumen geschmückt in der Nacht fremdartig genug sich abhob, Blumen im Schooß, Blumen bis hinauf an den Hals, und darunter frisch angeheftet ein weißes Blatt mit der Inschrift: Qui vive? La France! L. D. P.**) Quand même.

Ich erwartete das, wollte das gesehen haben: deshalb ging ich ja hin. Ich habe mit meinen deutschen Gedanken lange davor gestanden. Dann als ich die gerade im nächtlichen Schimmer so wundervolle Säulenfront der Madelaine genossen hatte, ging ich noch einmal hin.

Als ich mit meinen Gedanken im Reinen war, stand mir im Vordergrunde das Zugeständnis: wir Deutschen würden es im umgekehrten Falle ebenso machen. Und haben wir es nicht so gemacht? Wenn nun Friede sein soll zwischen uns zwei Völkern, wie sollen wir denn über unsre gegenseitige Vergangenheit hinwegkommen? Einem allein kann doch schließlich Straßburg nur gehören! Und nähme uns Frankreich im nächsten Kriege wieder die Stadt, so wären von neuem wir an der Reihe, ihr Standbild mit Immortellen zu bekleiden und unsre Inschrift daran zu heften.

So kann es unmöglich weiter gehn — in infinitum. Wenn aber nicht? Wie dann?

Ich fürchte, es gibt Deutsche, die sich durch den Anblick auf der Place de la Concorde unsäglich beleidigt fühlen. Und das ist falsch. Denn indem die Franzosen Empfindungen Ausdruck geben, die wir im umgekehrten Falle auch hegen würden, müssen wir ihre Stimmung verstehen. Wir können von einem Volke nicht verlangen, daß es Erinnerungen aufgibt, die in ihm lebendig und die ihm natürlich sind.

Ja was können wir denn verlangen? Nun ehe wir verlangen, sollen wir noch einen Schritt weitergehn und den Franzosen ein großes Zugeständnis machen. Nämlich dies, daß es für sie schwerer ist — seit 1870/71 — uns den Frieden zu halten als wir ihnen. Daß es für sie schwerer ist, uns zu achten, zu schätzen, zu lieben, als für uns, sie zu lieben. Das heißt also, daß wir mit einer tragenden, suchenden, verstehenden und versöhnenden Gesinnung ihrer gedenken müssen, auch wenn sie das gegenseitig nicht fertig kriegen. Wir sollen uns nicht wegwerfen. Wir sollen und können vielleicht nichts tun. Es ist vielleicht das einzig Richtige, Angemessene, Taktvolle, daß wir nichts tun. Aber Eins ist sicher: wir sollen ihnen gegenüber nicht empfindlich sein. Und wir sollen uns nicht gebärden, als stünden unsre nachbarlichen Beziehungen hüben und drüben auf den gleichen Bedingungen: nein, diese Grundlagen und Voraussetzungen unsrer Nachbarschaft und gemeinsamen Zukunft sind total verschieden.

Am andern Tage ging ich an den Buchkästen der Seine hin und musterte ihre Schätze. Da fiel mir bald dank den bunten Farben seines Umschlags eine Broschüre auf: Le Partage de la France. Traduit de l'Allemand.***) Der Umschlag zeigte eine Karte des vernichteten und geteilten Frankreich: unverändert lagen da Luxemburg, Belgien, Holland, die Schweiz, Spanien; aber von Frankreich war der ganze große innere Hauptteil zwischen Amiens im Norden und Bordeaux im Süden bis an den Ozean an Deutschland gefallen und durch helleuchtendes Rosa mit unserm Reiche vereint. Artois und die Picardie waren englisch geworden; Gascogne, Guyenne, Dauphiné, Languedoc, Provence waren an Italien gefallen.

*) So seit 1854.

**) Ligue des Patriotes.

***) „Editions et Librairie", 40, rue de Seine, Paris. VIII und 80 Seiten.

Das Aufreizende dieser Karte allein, das Aktuelle der Auslage in den Tagen, wo das Gesetz der drei Jahre zur Verabschiedung kommen sollte, trat ebenso offen zu Tage, wie — für den Deutschen — die völlige Unbeteiligung der deutschen Volksseele an diesem Machwerk.

Ich habe am Sonntag Abend im Foyer de l'Ame die Schrift als eine Lüge und ein Verbrechen bezeichnet. Ich konnte mir schwer denken, daß diese angebliche Uebersetzung wirklich eine deutsche Vorlage hinter sich haben sollte. Freilich, was wird nicht gedruckt! Mir schoß sogar der Gedanke durch den Kopf, ob nicht französisches Interesse an der dreijährigen Dienstzeit dafür gesorgt haben könnte, daß eine Broschüre dieses Inhalts irgendwo in einem Winkel Deutschlands erschiene, damit dann eine „Uebersetzung" ihre aufregende Wirkung täte! In Analogie zu dem, was wir an internationaler Interessengemeinschaft bei den Waffenfabriken erlebt haben. Aber lieber glaubte ich an eine völlige Mystifikation des französischen Publikums.

Heimgekehrt fand ich, daß die deutsche Schrift existiert. Sie heißt Frankreichs Ende, ein Zukunftsbild, und der Verfasser nennt sich Adolf Sommerfeld. Sie ist erschienen im Verlag Continent, Berlin, demselben, der uns die Memoiren der einstigen Königin von Sachsen gebracht hat. Im Stil der „Seestern"-Literatur, von der wir ja reichlich überschwemmt worden sind, schildert sie die Katastrophe, deren Ergebnis wir aus der beschriebenen Landkarte kennen. Die Karte selbst ist originales Eigentum der französischen Uebersetzung. Nachdem der Verfasser auf 76 Seiten die künftige Weltgeschichte erzählt hat, bekennt er in einem herzlich unklaren Schlußkapitel, daß das alles ein Traum gewesen sei und daß er zu diesem Traum inspiriert worden sei durch die Besprechung einer Schrift des französischen Majors de Civrieux La Bataille du Champ des Bouleaux (auf dem Birkenfelde, in Westfalen) durch General Litzmann in der Täglichen Rundschau. Welche Tendenz Herr Sommerfeld letztlich und ernsthaft mit seiner Vision verfolgt, ist mir nicht klar geworden. Selbstverständlich ist nur, daß er mit Hilfe der Sensation ein Geschäft machen wollte. Ich sehe aber nicht, daß er in Deutschland Beachtung gefunden hätte.

Es ist interessant, daß sein Schlußkapitel — in der französischen Uebersetzung fehlt!! Dagegen hat sie ein langes Vorwort, das sich auch mit der Schrift des Majors de Civrieux beschäftigt und deren relative Berechtigung als einer étude relativement objective d'un officier français qui parlait en son nom seul behauptet gegenüber der deutschen Antwort, die da prétend être une manifestation nationale (!) und dans sa substance, est, avant tout, la plus forte menace qu'on puisse faire à un pays. Und offen enthüllt das Vorwort die Tendenz der französischen Ausgabe:

> Antimilitariste, si tu préfères la douceur de la caserne allemande à la rudesse de la caserne française, — tu n'as qu'à rester antimilitariste.... Dieu te préserve d'avoir un jour à grûter de la pleine douceur du régime allemand!
>
> Et toi, ouvrier ou paysan de France ... s'il te faut faire trois

ans au lieu de deux, sache bien que la faute n'en est pas à quelques députés, — aussi pacifistes que toi, — mais uniquement au casque à pointe teutonique qui se profile en noir sur l'horizon de tes frontières.

Unendlich plump, nicht wahr? Und vielleicht sogar zu plump für die Leser, denen es zugedacht ist. Aber dennoch sollen wir den Schrei unsrer Entrüstung oder das Achselzucken unsrer Verachtung dämpfen. Denn die Franzosen sind bei dem jetzigen Wettrüsten unsagbar schlimmer dran als wir. Jedenfalls Gespenstern zugänglicher.

Es hat ja in Paris einen großen Eindruck auf mich gemacht, wenn Väter aus der französischen Intelligenz ihre Söhne zwischen Gymnasium und Universität mit stolzem starkem Patriotismus ohne Klage für drei Jahre der Kaserne anvertrauen, und wenn diese Söhne ebenso freudig dies Opfer dem Vaterlande bringen. Es ist doch für Individuum und Volk ein viel größeres Opfer als das, wozu wir uns verstanden haben. Und hier liegt, im Wetteifer der sittlichen Leistung, an sich gar nichts zu Beanstandendes oder auch nur Beunruhigendes. Mögen die Völker sich dem Schutze und der Größe ihres Vaterlandes zur Verfügung stellen bis an die Grenzen der Kraft: wirkliche sittliche Opfer sind nie vergebne Liebesmüh. Fast könnte ich die Franzosen um ihr Drei-Jahr-Gesetz beneiden, weil es noch ernstere persönliche Leistungen dem Volke zumutet — als uns die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Die Aufgabe der Friedensfreunde kann meines Ermessens in diesem Fall nicht sein, den Eifer und die Freudigkeit zur Hingabe an das Vaterland irgend zu dämpfen. Nur daß Regung und Motiv echt seien! Nur daß keine Täuschungen und Selbsttäuschungen mit unterlaufen — darauf haben wir zu achten. Und wenn bei unsrer Wehrvorlage die Sorge vor Frankreich kaum eine Rolle gespielt hat (daß sie gelegentlich doch auszuspielen versucht worden ist, habe ich nicht vergessen), so bleibt es jetzt unsre Pflicht, mitzuhelfen, daß Frankreich von der Vorstellung deutscher Angriffs- und Eroberungsgelüste, die sich ihm leicht aufdrängen konnte, glücklich wieder befreit werde. Die Durchführung unsrer allgemeinen Wehrpflicht ist, soviel wir sehen, durch die völlige Unsicherheit dessen, was uns vom Osten droht, begründet genug. Die Greuel auf dem Balkan lehren uns, was uns bevorstehen würde, wenn diese Völker auf uns losgelassen würden. Das Bollwerk, das uns vorläufig davor schützt, der „Friedenszar" und sein Reich, bietet weder äußerlich noch innerlich ausreichenden Verlaß. Aber Roß und Reisige allein tun es wirklich nicht. Immer dringender stellt sich uns die andre Aufgabe: Verständigung mit den zivilisierten Völkern Mittel- und Westeuropas um uns her, vor allem aber mit England und Frankreich.

Mit solchen Zukunftsgedanken stehen wir wieder vor der Statue der Straßburg auf dem Eintrachtsplatze in Paris. Daß wir uns mit Frankreich vertragen und verständigen, ist eine geschichtliche Notwendigkeit. Wie, das bleibt die zarteste Sache von der Welt. Aus dem blöden, vielleicht auch raffinierten Broschürenwechsel der Nationen, den wir geschildert haben, mag man lernen, wie wir es nicht machen dürfen. Einmal müssen wir Frankreich unendlich viel nachsehen. Nicht nur noblesse oblige, sondern auch force oblige. Unser neues Wehrgesetz muß dem Friedensfreunde willkommen sein, weil es vor aller Welt die Größe unsrer Kraft deutlich offenbart. Wie das sonst nur ein wirklich geführter Krieg tun könnte. Kein Dreijahrgangsgesetz kann die Differenz der quantitativen Machtleistung auf der andern Seite ausgleichen. Daran hat Frankreich zu lernen, aufs neue schwer zu lernen. Um so anständiger, ich kann nur wieder sagen um so zarter sollen wir die Franzosen behandeln. Insbesondre auch die wirklichen Friedensfreunde, die es drüben gibt. Ich muß sagen, ich habe die größte Ehrfurcht vor ihnen. Wie schwer haben sie es, äußerlich und innerlich! Aber sie sind da. Das ist eine sittliche Leistung. Und wir hätten, wir haben es so viel leichter. Aber da gibt es sogar Theologen, Pfarrer, ausgesprochne Christen, die können nicht einmal von „internationaler Verständigung" etwas hören. Das ist in meinen Augen ebenso ein Zeichen von nationaler Schwäche wie von mangelhaftem Christentum. Keinerlei noch so berechtigte Sorge um die eigene Existenz und Wohlfahrt entbindet uns von der schlichten Pflicht, den Nächsten zu verstehen und darnach zu behandeln. Das gilt für die Völker genau so wie für die Einzelpersonen.

In diesem Geiste grüße ich die Straßburg auf der Place de la Concorde.

Rade

Vom Balkan

Der Tragödie zweiter Teil

4

Es waren im Grunde noch unbedeutende Sachen, von denen ich damals bei der Hagia Sophia hörte. Inzwischen ist die Raserei des Bulgarenvolkes noch höher gestiegen und scheint in Schatten stellen zu wollen, was man sich von Greueln im Türkenkrieg erzählte. Ich sah dieser Tage ganze Trupps gefangener Komitatschis, die hier auf Schiffe gesetzt und nach Griechenland gebracht werden, Menschen mit verwildertem Angesicht und verlotterter Kleidung, mit einem Aussehen, wie vom Galgen gerissen, von denen man wohl glauben kann, daß der Krieg alles Menschliche aus ihrem Inneren getilgt und nur das Bestienhafte übrig gelassen hat. Aber nicht nur bei ihnen! Eben erzählten mir Leute aus Gewgeli, wie bulgarische Offiziere selber den Befehl zum Massakre gegeben und reguläre Soldaten erbarmungslos auf alles losgeschlagen haben, was nicht geflohen und griechisch oder türkisch war. In Negrita haben die beiden ausländischen Berichterstatter die in Ruinen liegende, mit Petroleum von den Bulgaren angesteckte Stadt gefunden, in deren rauchenden Trümmern etwa 470 Leichen liegen. Und einer der Wenigen, die die Schreckenstage in Negrita lebend überstanden haben, erzählte, wie bulgarische Soldaten ihn gefangen nahmen, bulgarische Offiziere ihn ausraubten, wie man dann im Gefängnis auf ihn und seine Genossen schoß und als die Kugeln ihn nicht trafen, Soldaten mit dem Bajonett ihn niederstießen und mit Petroleum begossen. Erst unter den Flammen seiner Kleider kam er wieder zum Bewußtsein, und verwundet sich flüchtend, während um ihn die Kugeln der Bulgaren flogen, brach er bewußtlos zusammen, bis griechisches Militär ihn fand und sich seiner annahm. Noch lagen die Leichen in ihren Blutlachen auf den Straßen; viele waren schon bestattet, als jene beiden Korrespondenten durch die Straßen gingen. Aber auch das ist noch nichts gegen die Schreckensnachrichten, die aus Serres kommen. Es ist eine zumeist griechische Stadt im reichen Tabakslande, die vielleicht 40 000 Einwohner hat. Hier lag schon vor dem Kriege viel bulgarisches Militär, und die Griechen haben schon damals wenig Gutes gehabt; die bulgarischen Offiziere trieben damals ihren Scherz damit, griechischen Frauen guter Familien zu drohen, daß man die griechischen Männer alle erschlagen und die Frauen und Mädchen alle in die öffentlichen Häuser Bulgariens schaffen werde. Als nun nach der Niederlage bei Kilkisch der Rückzug des bulgarischen Heeres begann, haben die Bulgaren eine Anzahl angesehener Griechen, den Direktor des Gymnasiums, den Direktor der Filiale der Banque d'Orient, den Arzt und 14 Andere gefangen gesetzt und nach Martern erdrosselt. Dann sind die Komitatschis zurückgekommen und haben mit Militär zusammen Tage lang die verzweifelt sich wehrende Bürgerschaft belagert, haben endlich die Stadt im Sturm genommen und mit Artillerie beschossen und an allen vier Ecken angezündet. Kirchen und Schulen, Banken und Magazine und Wohnhäuser, auch das österreichische Konsulat, alles ging in Flammen auf, während wie Teufel die Bulgaren Haus für Haus plünderten und auf die fliehende Bürgerschaft mit Kanonen schossen. In Doyran hat man den Bischof und eine Anzahl angesehener Leute verhaftet. Angeblich sollten sie nach Serres gebracht werden. Man hat hernach ihre Leichen hinter der Kirche in Doyran in einem Graben, leicht mit Erde zugedeckt, gefunden.*) In Strum-

*) Nach Zeitungsnachrichten soll dieser Bischof irgendwo in Bulgarien noch lebend vorhanden sein. Das muß sich ja herausstellen. Man kann nicht genug mißtrauen nach allen Seiten. D H

nitza blieb die griechische Bevölkerung vor Aehnlichem verschont, weil der bulgarische Metropolit energisch dagegen Einspruch erhob und darauf hinwies, daß die schon nahenden Griechen an der stark bulgarischen Bevölkerung mit Zinsen heimzahlen könnten, was ihren Landsleuten widerführe. In den Taschen gefangener Komitatschis fand man Ohrgehänge, an denen noch die Fetzen der Ohrläppchen gemordeter Frauen und Kinder hingen, Ringe, die noch an den abgeschnittenen Fingern steckten.

So rast die Kriegsfurie durch das Land, als wären die schlimmsten Tage des dreißigjährigen Krieges wiedergekehrt. Ist es zu verwundern, daß der König von Griechenland, auf dessen Befehl bisher auch die Komitatschis als Kriegsgefangene behandelt und bulgarische Dörfer geschont werden, droht, er werde Gleiches mit Gleichem vergelten lassen, wenn diese Greuel nicht sofort aufhören? Der ganze erste Balkankrieg ist im Grunde noch ein Schmarrn gewesen gegen die Ströme Blutes, die jetzt fließen, gegen all die Leidenschaft, die dieser Krieg entfesselt, gegen all die Greuel, die jetzt geschehen.

Franz Keim

Gesammelte Werke. München, Georg Müller 1912/13. 5 Bände, je 4—4,50, gebunden 6 Mk.

Am 28. Dezember 1910 hat Franz Keim seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Sein Eintritt in das patriarchalische Alter hat die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf ihn gelenkt, denn bis dahin hatte er mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen und dieselbe Vereinsamung zu ertragen, wie vor ihm Grillparzer und mit ihm mancher andere Oesterreicher. Das letzte Jahrzehnt zeigt wohl einige Lichtpunkte, wie die Erstaufführung seines deutschen Heldenspieles „Die Amelungen" am 3. März 1904 und die Ehrenrettung des Trauerspieles „Der Königsrichter", das durch deutsche Hochschüler in Wien auf die Bühne gebracht wurde (1908). Aber diese Erfolge blieben Episoden in einem reichen Dichterleben, von dem das Publikum so gut wie gar nichts wußte. Erst gegen Abend kam die Sonne auch für Keim. Da wurden Festartikel geschrieben und Huldigungsfeiern veranstaltet, das Wiener Burgtheater führte „Die Spinnerin am Kreuz" auf, und überall wurde eifrig für eine Gesamtausgabe der Werke Keims geworben. Nach einem Jahr gab der Verlag Müller in München bereits den ersten Band dieses literarischen Denkmals des Dichters als ein vornehmes Geschenk für die Deutschen Oesterreichs heraus; vier weitere Bände folgten. Nun liegt das Lebenswerk des Dichters vor uns, dem Oesterreicher, mit dessen Heimat es so eng verwachsen ist, eine dichterische Verherrlichung dieser Heimat, allen Deutschen seines nationalen Gehaltes wegen eine Quelle reiner Begeisterung.

Daß Keims Schaffen kein allzulauter Erfolg begleitete, erklärt sich zum großen Teil daraus, daß man ihn einfach als Schiller-Epigonen abtat und daher seinen Dramen ebensowenig Beachtung schenkte, wie denen eines Saar, Nissel und Anderer. Wenn er mit seinen Jambendramen, denen aber die Wahl durchweg deutscher Stoffe als Vorzug angerechnet werden muß, den Schillerepigonen beizuzählen ist, so bleibt doch zu bedenken, daß Keims Dichten nicht an die literarische Tradition gebunden ist. Denn er ist ein Dichter der Scholle, der Sohn eines urdeutschen, christlichen und gesunden Bodens, und seine im Volke wurzelnde Kraft bewährt sich besonders im Volksstück und in der Lyrik, die er gleich seinem großen Landsmann Stelzhamer auch mundartlich bereichert hat. Keims immer wieder hervortretende Eigenschaften, die ihn uns wert machen, sind seine große Liebe zur deutschen Nation, die in seinen Werken ohne Pose zu restlosem Ausdruck kommt, und ein echt christlicher Geist, der in einem unerschütterlichen Gottvertrauen begründet ist.

Franz Keim leitet seine gesammelten Werke mit einer fesselnd geschriebenen Selbstbiographie ein, die er „Aus dem Bilderbuche meines Lebens" betitelt. Sie ist in ihrer originellen Art für den Leser eine interessante Lektüre, dem Literarhistoriker bietet sie eine Fülle Material für das Schaffen des Dichters und wirft auch manches Licht auf ihm nahestehende Persönlichkeiten, unter denen Vertreter der Literatur die erste Stelle einnehmen. Mit rührender Liebe und epischer Behaglichkeit verweilt Keim bei den Erinnerungen an seine Jugend, die von dem alten Klosterwalde bei Lambach in Ober-Oesterreich, seinem Geburtsorte, ihren Ausgang nehmen und uns dann in das Stift nach Kremsmünster führen, wo der Knabe, als Nachfolger Adalbert Stifters, das Gymnasium absolvierte. Diese Erzählung wird durch einen eingehenden Bericht über das berühmte, zum Volkslied gewordene Gedicht „Der Weltverdruß" unterbrochen, das mancherlei Schicksale erlebte. Das tief empfundene Gedicht beginnt folgendermaßen:

Mir is mei Vater gstorbn,
Mir is mei Muatter gstorbn,
I hab koa Schwelterl und koa Brüaderl kennt.
I bin a ledigs Kind,
Als wiar a Staudn im Wind,
I bin der Weltverdruß, so hams mi gnennt.

Die Ferien in Schloß Lindach bei Gmunden, das der Vater gekauft hatte, boten dem jungen Studenten vielerlei Anregungen, und wenn er seine Lehrer im Gymnasium, denen in der Erinnerung ein breiter Raum gewidmet ist, mit dem Bleistift konterfeite, so ist hier schon ein späteres Talent in seinen Anfängen zu erkennen. Im Herbste 1860 bezog Keim die Wiener Universität als Student der juristischen Fakultät. Er schauderte aber vor dem selbst gewählten Studium zurück und fand am Burgtheater das Ziel seiner Sehnsucht. In dieser Zeit ist eine Begegnung mit Hebbel, die in dessen Gmundner Villa erfolgte, für ihn von Bedeutung. Hebbel wurde sein Stern. Ein ergänzendes Gegenbild fand er in Otto Ludwigs Werken. Im Jahre 1864 machte Keim eine Reise, die ihn nach München und in die Schweiz führte. Hier schloß er sich an Friedrich Theodor Vischer an. Unvorhergesehene Schicksalsschläge und eine gewisse Schwermut trieben ihn in die Fremde. Er wurde hierauf Beamter bei der Marineverwaltung in Triest und dort begegnete ihm in einer italienischen Familie das Urbild seiner Sulamith. Keim legte aber bald sein Amt nieder, kehrte nach Wien zurück und nahm hier eine Stelle bei der Südbahn an. In diesem eintönigen Dasein hielt ihn nur sein Humor aufrecht, der auch in der ausgezeichneten Charakteristik seiner Amtskollegen zu voller Geltung kommt. Um sich zu retten, nahm er sein Hochschulstudium wieder auf und bereitete sich unter unsäglichen Schwierigkeiten auf die Lehramtsprüfung vor. Als er diese abgelegt hatte, wurde er 1875 an der Oberrealschule (dem nachmaligen Obergymnasium) in St. Pölten angestellt und wirkte da als Professor bis 1898, in welchem Jahre er Krankheits halber — er hatte sich bei einem Wagenunfall eine Thrombose zugezogen — seine Lehrtätigkeit aufgab. Eine Ehrenpension ermöglichte es ihm, von nun an ganz seiner dichterischen Tätigkeit zu leben.

Unterdessen hatte Keim seine „Sulamith" vollendet, die durch Laubes Vermittlung 1875 zum Druck gelangte. Da Laube, der das starke Talent des Dichters erkannte, alsbald die Direktion des Wiener Stadttheaters übernahm, führte er die Tragödie am 18. Oktober 1876 mit großem Erfolg auf. Nun hieß Keim ein Jahrzehnt hindurch der Dichter der „Sulamith", wie er denn überhaupt immer als der Dichter seines jeweilig erfolgreichsten Werkes zitiert wurde, während die früheren Stücke in Vergessenheit gerieten. Diese dramatische Arbeit ist in den ersten Band der Werke aufgenommen.

Die Entrechtung der Deutschen Siebenbürgens durch die Ungarn veranlaßte Keim zu seinem „Sturmlied der Siebenbürger Sachsen". Noch einmal hat er die um ihre Selbständigkeit ringenden deutschen Siebenbürger zu Helden einer Dichtung gemacht, und zwar in dem im 16. Jahrhundert zu Hermannstadt spielenden Trauerspiel „Der Königsrichter" (1879), dessen Erstaufführung ich schon erwähnt habe. Es ist nun mit dem einaktigen Drama „Die Brüder von Marathon", dessen Held Themistokles ist, im zweiten Band der Werke abgedruckt.

1881 dichtete Keim zur Lessingfeier das dreiaktige Lustspiel „Der Meisterschüler", das Lessings Leipziger Studentenleben und den Konflikt mit dem Elternhaus darstellt und mit der Aufführung des „Jungen Gelehrten" schließt.

Darnach 1885 ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern, dessen Stoff er seiner engeren Heimat entnahm; nun

hieß er eine Zeit lang der Dichter des „Stefan Fadinger“. Dieses kräftige von treuer Heimatsliebe erfüllte Werk ist aus dem Herzen des Volkes heraus gesungen. In jener Zeit lernte der Dichter auch Anzengruber kennen, der ihm in seiner gemütlichen Weise sagte: „Wann S' mi amal brauchen, so kumman S' nur. Bleiben Sö allweil bei dem Schaner wia d' Sulamith?“

Zwei Jahre später erfolgte die erste Ausgabe der Gedichte Keims in dem Buche „Aus dem Sturmgesang des Lebens“. Die wuchtige Kraft des für deutsche Art kämpfenden Ostmärkers und neben diesen völkischen Klängen eine zartbeseelte oder von schwungvollem Pathos erfüllte Empfindung zeichnen diese Sammlung aus. Die erste Abteilung „Junge Wanderschaft“ enthält Gedichte, die in der Fremde entstanden sind. Höher zu bewerten ist der Zyklus „Fresken aus Wien“, aus dem ich „Grillparzers Geist“, „An Christine Hebbel“ und die Makartgedichte hervorhebe. In den „Gestalten“ grüßt „Der Spielmann auf dem Kahlenberg“ sein Oesterreich, und Schuberts Lied preist selbst seinen Sänger. Einer Anzahl patriotischer Gedichte schließt sich ein ernstes „Memento“ an, darin das ergreifende „Lied des Elends“ und die prächtigen „apokalyptischen Reiter“ enthalten sind. Der deutsche Nationalsänger kommt in der Abteilung „Aus dem Sturmgesang der Zeit“ und in den „Heroldsliedern“ zu Worte.

Wie Sturmesbeben, Meeresrauschen,
Wie Engelsharfen tönt dies Lied;
Und willst du auf den Dichter lauschen,
Tu' auf dein Herz, so klingt es mit!

Im Anschluß daran sei gleich des zweiten Gedichtbuches Keims gedacht, das 1902 unter dem Titel „Lieder aus der weiten Welt“ erschien. Beide Sammlungen sind jetzt im ersten und zweiten Band der gesammelten Werke zu finden. In den „Liedern aus der weiten Welt“ stehen eine Reihe von Zyklen, die in ihrer stofflichen Mannigfaltigkeit und formellen Gewandtheit einen reichen Lyriker zeigen, der in den „Landschaftsbildern“ einen liedmäßigen Ausdruck sucht. In den „Stimmungen“ findet sich auch ein Selbstbekenntnis des Dichters, das mit den Worten schließt: „Herr, habe Dank, ich bin zufrieden!“ Persönlichen Inhaltes sind „Grüße“, „Ehrenkränze“ und „Nänien“. Während in den „Deutschen Worten“ wieder der nationale Dichter spricht, lernen wir in den „Gestalten“ einen sehr guten Erzähler im Stile Uhlands kennen. Die „Vexierbilder“ und „Kuriosa“ legen von einem ursprünglichen Humor Zeugnis ab. In dem Zyklus „Landlerisch“ endlich erlangt die oberösterreichische Mundart in Scherz und Ernst künstlerische Gestaltung.

Schon frühe erwachte in dem Dichter die Idee zu einer Faustvollendungstragödie, und dieser Gedanke gewann durch den deutsch-französischen Krieg, die Erinnerung an Vischers Fauststudien, sowie durch Schillers Forderung an Goethe, Faust ins großgeschichtliche Leben einzuführen, immer mehr greifbare, dramatische Gestalt. So entstand die Tragödie „Mephistopheles in Rom“ (1890), deren Grundmotiv Keim in den Worten ausspricht: „Ueber dem Grabe des eigenen selbstverwirkten Glückes muß Faust in den Dienst der Menschheit treten, und für das, was er als deren Ideal erkannt hat, geistige Freiheit, muß er leben, kämpfen, sterben.“ Faust wird im Kampf mit Mephistopheles vorgeführt; er trägt den Sieg davon, indem er für seine Ueberzeugung auf dem Scheiterhaufen stirbt. Die bunten Volksszenen, zu denen die Eroberung Roms unter Karl V. Anlaß gibt, drängen die eigentliche Fausttragödie etwas zurück. Wieso Mephistopheles im Dienste von Fausts Gegnern, des römischen Klerus, erscheinen kann, ist nicht ganz klar. Wenige Jahre später errang der Dichter mit der „Spinnerin am Kreuz“ (1892 erschienen), seinem populärsten Schauspiel, das sich auch einer volkstümlichen Prosa bedient, einen anhaltenden Bühnenerfolg. Rosegger hat über dieses Stück begeistert geurteilt, wie sein nach der Aufführung in Graz geschriebener Brief zeigt. Keim hat in dieser geschickten Dramatisierung einer Wiener Volkssage mit dem dreißigjährigen Krieg als gewaltigen Hintergrund sehr bühnenwirksame Szenen gegeben, ohne freilich auf etwas rohe technische Behelfe zu verzichten.

„Die Spinnerin am Kreuz“ leitet zu der Periode über, in der Keims volkstümliche Stücke entstanden sind. Auf ihnen ruht seine eigentliche Bedeutung. Ueber diese spätere Produktion erzählt Keim selbst:

Der Niedergang alles dessen, worauf ich als Deutscher stolz war in meinem Vaterlande, die Sehnsucht, das Verlorene wenigstens in künstlerischem Bilde wiederzuerwecken, ließ mich mit verdoppelter Liebe auf die Vergangenheit blicken, deren Gedächtnis noch nicht ausgelöscht ist in den denkenden Köpfen und empfindenden Herzen. Und das führte mich zu Stoffen, die in Geschichte und Sage, in Fels und Strom, in Trümmerburgen und Denksteinen erhalten sind bis auf den heutigen Tag.

In diesem Geiste erschuf Keim 1892 das Volksschauspiel „Der Schmied von Rolandseck“, eine Episode aus der Geschichte des Lützowschen Freikorps, die mit Blüchers Siegeszug ausklingt, ferner das in Jamben geschriebene Schauspiel „Der Schenk von Dürnstein“ (1891), das zur Zeit des dritten Kreuzzuges spielt und in dem Richard Löwenherz, Blondel und Heinrich von Ofterdingen auftreten, und „Das Steinfeldmärchen“ (1892), welches die Gründung Wiener-Neustadts unter Herzog Leopold von Oesterreich behandelt. Der Humor machte sein Recht geltend im „Schelm von Kahlenberg“ (1894), einem Schauspiel aus der Zeit der Babenberger, und in dem Donaumärchen „Fridolin“ (1907), das zu Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in der Wachau spielt und diesen zaubervollen Landstrich an der Donau verherrlicht. Beide Stücke sind in flüssiger Prosa geschrieben. Das alte Volksbuch reizte Keim, in „Münchhausens letzte Lüge“ (1899), die Gestalt des nie verlegenen Abenteuerers in einem Lustspiel heraufzubeschwören.

Einer Reise nach dem Süden ist Keims reifstes Werk „Die Amelungen“ (1904), die Tragödie der Mutterliebe, zu danken. Ernst von Wildenbruch und Heinrich Bulthaupt haben die Bedeutung dieses altdeutschen Heldendramas, das den Untergang des Gotenreichs behandelt, ohne Einschränkung anerkannt. Seine würdige Darstellung ist eine noch nicht eingelöste Ehrenschuld unserer großen Bühnen. Diesem Jambendrama gesellen sich die in Prosa geschriebenen Schauspiele „Der Weg zum Glück“ (1897) und „Die Sünde von Gottestal“ (1908). Letzteres Stück spielt in der Zeit Kaiser Josefs II. in einem kleinen Donauorte. Endlich ist noch eines Dramas Erwähnung zu tun, es ist das letzte Stück Keims, das in das Mittelalter führt: „Der Büßer von Göttweih“ (1910).

Das Lebenswerk des Dichters ist so mit den gesammelten Werken zu einem Abschluß gelangt, den er auch äußerlich zum Ausdruck bringt. Ein frohes Gedenken an treue Freunde und Gönner, die Schilderung der schweren Krankheitsperiode, der dank der aufopfernden Pflege seiner Frau ein Wiederaufleben folgte, und die rührende Aufzählung aller Ehren und Auszeichnungen, die der 70. Geburtstag dem Dichter brachte, beschließen die inhaltsreiche Selbstbiographie, die in ein Dankeswort an den Herrn alles Lebens ausklingt. Wir können daran nur den Wunsch knüpfen, daß neben den Büchern eines Anzengruber, Hamerling, Pichler, Rosegger, Saar, Milow und Stelzhamer die Dichtungen Franz Keims als Produkte echt österreichischer Kunst künftig den wohlverdienten Platz finden mögen.

J K Ratislav

Noch vier Briefe zur Diesseitsreligion

Schluß. Vgl. Nr. 29—31 und Nr. 20, 25, 26, 28

(23) den 29. Juni

Religion ist die Empfindung, die uns ergreift, wenn wir uns in ein Verhältnis zu der umgebenden Natur setzen; mit andern Worten: sie ist das Gefühl unsrer Kleinheit in der unendlichen und ewigen Natur, unserer Abhängigkeit von ihr und unserer Zusammengehörigkeit oder Verbundenheit mit ihr. Je nach der Höhe unsrer Erkenntnis der Natur ändert sich der Grad dieser Empfindung. Das Verhältnis zwischen uns und der Natur steigt von einem Unbewußten zu einem immer Bewußteren auf. Auf allen Stufen aber ist uns die Natur ein Ewiges, Unendliches, zeitlich und räumlich, und da wir zu ihr gehören, mit ihr verbunden, ein Stück von ihr sind, so empfinden wir Teil uns ewig und unendlich wie das Ganze.

Auf den niederen Stufen der Erkenntnis scheint dem die Erfahrungstatsache des Todes zu widersprechen, der dort als ein Ende angesehen wird. Diesen Widerspruch gegen das starke innere Empfinden, etwas

Ewiges zu sein, sucht man dort durch einen Kompromiß aufzuheben, indem man den Tod nur für das Materielle an uns gelten läßt (Tod des Leibes), für das Geistige aber die Unsterblichkeit beansprucht, genauer ein Weiterleben nach dem Tode. Wie schwach dieser Kompromiß besonders im Christentum begründet ist, zeigt die Tatsache, daß er sich nur um das Weiterleben (des Geistigen) nach dem Tode bekümmert, die Frage einer Existenz vor der Geburt aber nicht berücksichtigt.

Die Gewißheit oder wenigstens Hoffnung und Sehnsucht eines Weiterlebens nach dem Tode (im Jenseits) ist auf dieser Stufe eine Notwendigkeit, da der obenerwähnte Widerspruch anders nicht aus der Welt geschafft werden kann; hier würde ein Verlust dieser Gewißheit oder Hoffnung eine Verarmung, ja viel mehr, bedeuten. (Die Menschen, für die das Jenseits eine Forderung des reinen Egoismus ist, mögen außer Betracht bleiben.)

Ganz anders aber liegt die Sache auf den höheren Erkenntnisstufen, bei den Gebildeten. Für diese ist die Geburt kein Anfang, sondern eine Fortsetzung, und der Tod kein Ende, sondern eine Zustandsveränderung. Hier deckt sich die Erfahrung, daß der Leib durch die Fortpflanzung, der Geist durch sein Wirken beziehungsweise in seinen Wirkungen ewig ist, mit der Empfindung, daß wir als Teil von Ewigem selbst ewig sind. Der oben erwähnte Widerspruch besteht für uns nicht, die Ewigkeit der Existenz alles Seienden ist uns nicht fraglich. Wir brauchen ein Jenseits nicht.

Und wir lehnen besonders ein Jenseits im Sinne des Christentums ab; nicht, weil es uns keine Erfahrungstatsache ist, sondern weil wir uns von diesem Glauben an ein Jenseits nicht nur keinen Nutzen versprechen (Nutzen im höchsten Sinne gemeint), sondern ihn sogar als schädlich für die Menschheit erkannt haben.

Solange dem Paradies noch die Hölle gegenüber stand, konnte der Jenseitsglaube erzieherisch wirken und deshalb sogar von denen gestützt werden, die ihn für sich selbst nicht nötig hatten. (In diesem Sinne ist das bekannte Wort „Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben“ zu verstehen.) In dem Augenblicke aber, wo der Höllenglaube ausgeschaltet wurde, begann der Jenseits- (d. i. Paradies-) Glaube schädlich zu werden, weil im Hinblick auf die ewige Glück-Seligkeit dort oben hier unten Dringendes und Nötiges vernachlässigt oder gar verhindert wurde.

Nach Jesus ist kein andres Gebot wichtiger als dieses: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“ Damit sagt uns dieser größte Mensch, wir sollen tun, was an uns liegt, daß allen Menschen das Leben lebenswert gemacht werde. Wer nun den Jenseitsglauben hat, kann lässig sein in dieser Arbeit (und wie oft das der Fall ist, wissen wir alle), hat er doch die Gewißheit, daß drüben erfüllt wird, was hier verfehlt wurde, daß im Jenseits entschädigt wird, wer im Diesseits litt.

Wer aber nur ein Diesseits kennt, wird alle seine Kraft aufbieten, das Gebot Jesu zu erfüllen, und wird so sein Teil zur Besserung der Zustände, zur Hebung der Menschheit beitragen. Und diese Arbeit im Sinne Jesu macht ihn reich, weil er gibt. Während der Glaube an das christliche Jenseits ihn arm machen würde, weil er nimmt.

(24) den 30. Juni

Meiner Ueberzeugung nach müssen wir auf die am Schluß gestellte Frage, ob ein nur ins Diesseits verpflanzter Ewigkeitsbegriff religiöse Einbuße erleidet, mit einem festen Ja antworten.

Ganz abgesehen vom christlich-wichtigsten Gegenargument, der Anschauung Christi, die doch das spätere Dasein als Zweck des zeitlichen Daseins betrachtet, möchte ich das Vielerlei der Einzelantworten auf Einzelbemerkungen auf Folgendes zu verdichten suchen:

Mir scheint, jedes Gotterleben, wenn anders es uns über uns selbst hinaushebt, fordert zwingend eine Vollendung, die nur über- oder außerzeitlich gedacht werden kann; denn je tiefer wir blicken, je klarer wird uns bewußt, daß auch unser heiligstes Erleben nicht über ein Ahnen hinausgeht, ein Ahnen von Gesetzen, die unserem ganzen Sein zu Grunde liegen und die deshalb nicht weniger real sind, weil wir sie nicht mit unseren Begriffen greifen können. Der Kern dieses Erlebens aber ist ein „Du“ zu unserm „Ich“, ist in höchstem Maß Persönliches; und aus diesem Persönlichen glauben wir die Garantie entnehmen zu dürfen, daß unsere Persönlichkeit sich einst zur vollen Wahrheit hin, zu Gott hin, entfalten darf.

Meinem Empfinden nach hat der Jenseitsglaube nicht seinen Inhalt, nur seine Form, sein Kleid, gewechselt; und zwar ist er in dem Maß durchgeistigter geworden, als die Entwicklung der Menschheit die Kinderstube mit ihren „grob-materialistischen“ Begriffen verlassen hat. Je mehr wir Gott als den Unfaßbaren und doch Persönlichen erleben, je mehr sollten wir auf konkrete Antworten zu konkreten Fragen verzichten lernen, und unser Vertrauen zu ihm sollte so fest wurzeln, daß wir glauben und gewiß sind, er werde uns zur Vollendung führen, wenn auch das Wie dieser Vollendung uns verborgen blieb.

(25) ohne Datum

Wir wollen sie nicht, diese geistige Verarmung! Kann überhaupt dieser Grundgedanke vernichtet und zum Verschwinden gebracht werden? Nach neunzehn Jahrhunderten vom zwanzigsten? Warum traut der Verfasser uns kein neues Umdenken zu? Wir „Heutigen“ liefern ihm keine „sinnloslächerlichen Vorstellungen und Bilder“ mehr; wir wissen wohl auch aus zehn Seiten „Dogma von den letzten Dingen“ noch genug Lebenskräftiges zu entnehmen — unser „erwachsenes“ Bewußtsein erträgt ja kein detailliertes, fest umschriebenes Gesetz in Glaubenssachen. Wir ernsten „Heutigen“ leben aber auch nicht in den Klöstern des Mittelalters, um „egoistische oder materielle Erwartungen und Wünsche großzuziehn“, sondern im gegenwärtigen rastlosen Leben. Wir müssen mit allzeit wachen Augen im Gedränge stehn — nicht jeder an seinem gewünschten Platz — und allzuviel Dunkles und Unerklärliches an uns herankommen lassen. Die Diesseitsreligion — unser Leben ist kurz — ist uns nicht genug. Wir wollen nicht verzichten auf das Nachher: „mehr Licht, mehr Wissen“.

(26) ohne Datum

Der Streit zwischen Jenseits- und Diesseitsreligion ist weder pro noch contra zu entscheiden. Denn, wie Wobbermin richtig geurteilt hat, ist eine reine Diesseitsreligion eine contradictio in adjecto. Dasselbe gilt aber auch von einer reinen Jenseitsreligion. Religion ist doch gerade die Beziehung zwischen Diesseits und Jenseits. Gott ist jenseitig, die materielle Welt ist diesseitig. Der Mensch als geistleibliches Wesen gehört beiden Welten an, und er setzt beide Welten für seine Person in das richtige Verhältnis durch die Religion. Daher sind sowohl Diesseitsreligion wie Jenseitsreligion in sich widerspruchsvolle Begriffe. Einen Sinn haben sie höchstens insofern, als das eine Mal das Jenseits, das andere Mal das Diesseits stärker betont wird. Läßt man aber eins von beiden ganz weg, so kann überhaupt nicht mehr von Religion die Rede sein.

Von diesem Verständnis der Religion aus muß ich die v. Zastrowsche Position ablehnen, ohne sie verdammen zu wollen. Sie ist eine achtenswerte halb rationale, halb ästhetisch-mystisch gefärbte Weltanschauung, aber keine Religion.

Alle „Wie“-Fragen über das Jenseits sind von vornherein als unlösbar abzulehnen. Es handelt sich nur um das „Daß“. Religion ist doch keine Verstandessache. Die Fragen, ob dies oder das „denkbar“, „vorstellbar“ usw. sei, ist für den religiösen Menschen, der die Wirklichkeit des jenseitigen Gottes und der jenseitigen Güter, die er dem Menschen schenkt („ewiges Leben“), erfahren und erlebt hat, gleichgiltig. „Theologisch“ mag es von Interesse sein, religiös nicht.

Die moderne Theologie deute, sagt v. Zastrow, die Auferstehung Jesu „auf einen nur geistigen Vorgang“. Warum das „nur“? Ist ein geistiger Vorgang weniger wirklich als ein leiblicher? Und Jesus soll „kein positives Wissen über das Jenseits“ gehabt haben. Ich weiß nicht, inwiefern das „Wissen“ Jesu von religiösem Interesse ist und etwas mit seinem und unserem Glauben an das Jenseits zu tun haben soll. Die „räumlichen“ und „zeitlichen“ Vorstellungen vom Jenseits sollen gefallen sein. Wie können sie fallen, wenn sie für die Religion nie bestanden haben? Es liegt ja doch im Begriff des Jenseits, daß es in den Rahmen unserer menschlichen Vorstellungskategorien von Raum und Zeit nicht hineinfällt. „Der alte Jenseitsglaube ist erstorben“? O nein, der Glaube nicht, aber vielleicht die alten Vorstellungen, Dogmen und Lehren darüber. Doch das berührt die Religion nicht.

Im alten Glauben soll es geheißen haben: „Nicht hier, sondern dort ist das ewige Leben.“ Ich bezweifle das. Aber wenn auch, so ist doch das „dort“ nur ein menschlicher Versuch, den religiösen Glauben in Worte zu kleiden, die immer nur ein Gleichnis bleiben.

Ob „Weiterentwicklung der Glaubensvorstellungen“ eine „Höherentwicklung“ sei? Unter Umständen ja! Aber doch nur der Glaubensvorstellungen und niemals des Glaubens! „Versittlichung“? Das Wort ist charakteristisch, denn es zeigt, daß die sogenannte Diesseitsreligion die Religion in Moral umzuwandeln droht. Und „Vergegenwärtigung“ und „Verinnerlichung“? Ist das etwas Neues? Als ob Religion nicht immer etwas Gegenwärtiges und Innerliches gewesen wäre, für das alle alten und neuen Vorstellungen und Lehren doch immer nur ein kümmerliches Gewand sind. „Die Religion aus der konkreten in die abstrakte Welt hinüberzuführen“? Ja, wenn wir Menschen aufhören könnten konkrete Wesen zu sein, dann möchte es angehen und Zweck haben. Aber vorher nicht.

Religion „Hingabe an eine Idee“? O nein, an eine jenseitige Wirklichkeit!

„Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde.“ O ja, eins der schönsten und tiefsten Worte des Alten Testaments. Aber was bedeuten hier „Himmel und Erde“? Das Diesseits! Und wer ist mit dem „Dich“ gemeint? Der jenseitige Gott!

Zwei Frauen, ein Kaufmann und ein Oberlehrer (Philologe) haben diese Briefe geschrieben.*) Es folgt nun die Fortsetzung der in Nr. 28 vom Herausgeber begonnenen Artikelreihe, zunächst ein Wort über „Elitechristentum und Gemeinchristentum“.

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Der Reichsbote gibt mir in der zweiten Beilage seiner Nr. 168 den Vorwurf perfiden Zitierens zurück. Das kann ich nicht ohne Antwort lassen. Ich habe Nr. 28 Sp. 669 unten den Reichsboten überhaupt nicht zitiert, sondern ihm einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß er bei seinem spaltenlangen Zitieren das klarste Wort zur Sache weggelassen hat: „Jesus war wie je ein Mensch gesund, und in diesem gesunden Bewußtsein finden wir jenen Inhalt.“ Statt dessen setzte der Reichsbote ein Ausrufezeichen hinter einen Bedingungssatz, der dadurch einen völlig

*) Sp. 734 Z. 40 wolle man lesen: „Er handelt ja nur im Hinblick auf . . seine Ideale.“ Statt: nicht. D H

andern Sinn gewann; er zitierte nämlich so:*) „Das Geheimnis seiner Wirksamkeit über seinen Tod hinaus ruht in seiner Persönlichkeit, die ihre Eigenart erhielt durch jenes außergewöhnliche, alle menschlichen Analogien hinter sich lassende Berufsbewußtsein, das, wenn wir es als gesund ansehen (!), nur als ein Hinweis darauf gedeutet werden kann, daß in diesem Menschen in besonderem Maße schöpferisches, der Fromme sagt: göttliches Leben in die Geschichte eingetreten ist“ (Nr. 53 vom 4. März). War der Anonymus des Reichsboten zu beschränkt, um die Wirkung jenes eingeschalteten Fragezeichens auf seine Leser vorauszusehn? Und hätte es diese Wirkung hervorbringen können, hätte der Anonymus es einschalten können, wenn er statt dessen den von uns vermißten unzweideutigen Satz „. . war gesund, und in diesem gesunden Bewußtsein . .“ wie es sich gehörte an dieser Stelle seiner Zitatensammlung hinzugefügt hätte? — Wenn nun aber in seiner Polemik gegen mich der Reichsbote mir vorhält, der Anonymus habe ausdrücklich von Heitmüller gesagt, „daß er die psychische Gesundheit Jesu nicht**) bestreitet“, so finde ich auch diesen Vorhalt des Reichsboten nicht loyal. Denn in Wirklichkeit hat der Anonymus (an einer ganz andern Stelle, als wo er die Sache durch seine Zitate feststellt), anklagend geredet von „dem, der die psychische Gesundheit Jesu zwar nicht selbst bestreitet, aber doch zur Diskussion stellt.“ Es ist also dort nicht das jetzt vom Reichsboten gesperrt gedruckte „nicht“, sondern das von uns hervorgehobene „zwar, aber doch“ das, worauf es dem Anonymus ankam und was wirken mußte. Nun ist die geistige Gesundheit Jesu in der neutestamentlichen Wissenschaft längst zur Diskussion gestellt, vornehmlich durch Rasmussen und de Loosten (vgl. unsern Artikel in Nr. 12 des Jahrgangs 1906 „Jesus Christus vom Standpunkte des Psychiaters“). Heitmüller ist als gewissenhafter Historiker in ruhiger Erwägung darauf eingegangen und hat diese Auffassungen abgelehnt. Das ist nun sein Verbrechen.

Es bleibt dabei, daß der anonyme Reichsbotenartikel vom 4. März die Quelle gewesen ist für die Landtagsrede des Konsistorialpräsidenten Freiherrn Schenk zu Schweinsberg. Daß diese noch auf andern Motiven beruht hat, weiß nachgerade ganz Kurhessen. Und da diese Motive falsch waren, so warten Viele mit Schmerzen auf ein ritterliches Wort des Freiherrn, in denen er den irrig motivierten Angriff im Landtage offen bedauert oder zurücknimmt. Behörden nehmen zwar nichts zurück, aber Männer. — Etwas Andres ist Heitmüllers wissenschaftliche Leistung und Persönlichkeit. Zu ihrer „Verteidigung“ (dies noch gegen den Reichsboten) haben wir kein Wort gesagt und werden wir keins sagen. Sie steht für sich selbst ein im notwendigen Streit um die rechte wissenschaftliche Erkenntnis. Hier handelte es sich einzig um die Rede des Kasseler Konsistorialpräsidenten im preußischen Landtag und ihren „Stoß ins Herz“ gegen Heitmüller. Will der Reichsbote und wollen andre Organe den noch weiter rechtfertigen, so werden wir auch noch weiter auf dem Plan sein. Wir schweigen zu so Vielem, weil uns die endlosen kirchlichen Aergernisse anwidern. So haben wir geschwiegen zu den Vorgängen, die sich um die Neubesetzung der nassauer Generalsuperintendentur jetzt abspielen, obwohl wir sie recht genau kennen. Aber diese Kasseler Affäre, an die wir aus rein menschlichen Gründen wahrlich nicht leichten Herzens herangegangen sind, werden wir, wenn die Gegner uns zwingen, verfolgen bis zum bittern Ende.

Der Friedensappell der Vierhundert, der in unserm Beiblatt zu Nr. 30 zu lesen stand, hat sich für Manche zu sehr in Allgemeinheiten bewegt. Wie soll das bei einem solchen Aufruf anders möglich sein! Daß die Diskussion über diese Dinge längst über die Allgemeinheiten hinaus ist, beweist unsre heutige Nummer. Wir lassen Jedem seine Meinung; aber wenn wir Artikel im entgegengesetzten Sinne aufnehmen sollen, dann müssen sie durch ihren Inhalt beweisen, daß sie in Fühlung stehn mit der unübersehbaren und wahrlich inhaltlich nicht unbedeutenden Friedens-Literatur. Es gibt doch eine Wissenschaft vom Völkerrecht: unsre Kriegstheologen tun, wie wenn sie nicht bestände, und kämpfen daher einen wahren Windmühlenkampf gegen die tollsten „Utopien“, von denen nur eben schon ein ganz Teil Wirklichkeit geworden ist. Und sie unterscheiden nicht genug. Die Friedensbewegung ist bereits so sehr ins Breite gewachsen, daß sie die allerverschiedensten Richtungen und Standpunkte umfaßt. Mit „Allgemeinheiten“ ist darum erst recht von der andern Seite nichts gesagt. Ich unterscheide mich z. B. gewiß von dem Vorkämpfer der Deutschen Friedensgesellschaft, unserm Freunde Stadtpfarrer Umfrid in Stuttgart, nicht unbeträchtlich. Aber die Leser werden seiner leidenschaftlichen Rede gerne stillehalten, wenn sie bedenken, was für ein Martyrium des Friedensgedankens dieser Mann, man darf sagen an seinem Leibe jahrzehntelang erduldet hat. „Prüfet alles!“ weiter verlangen wir von unsern Lesern nichts. Und empfehlen ihnen noch zum Schluß eine allerjüngste Veröffentlichung: Das Friedensjahrbuch 1913. Zu beziehen von der Deutschen Friedensgesellschaft Stuttgart für 50 Pfg. 29 Seiten dicht gedrängten Tatsachenmaterials. Ferner, soeben eingetroffen: Der deutsche Chauvinismus. Von Professor Dr. Otfried Nippold. Berlin, W. Kohlhamer 1913. 132 S. 1 Mk.

Der Landkarte auf Sp. 756 ist ein Unfall zugestoßen. Aus Schrecken über die Veränderungen auf dem Kontinent hat auch der Kanal seine Gestalt verloren. Das geht zu weit. Richtig ist nur, daß Großbritannien ein Stück Frankreich um Calais herum sich einverleibte.

R

*) Die Sperrung des Nebensatzes stammt von uns.

**) Vom Reichsboten gesperrt.

Quittung

Für die Missions-Nationalspende (4. Quittung, Schluß): 143 Mk. Sammlung des Gemeindekirchenrats in Berlin-Schmargendorf; 43 von G W in Breslau; 25 von H St in Marburg; je 20 von E in Barmen; G in Leipzig; St und M in Dresden; 15 von K in Höchst; 11,50 von 11 Mädchen in Schmargendorf; je 5 von W W in Waldenburg; F M in Grimma; W H in Friedenau; 2,35 von T in Frankfurt a. M.; 1 von R K in Potsdam.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 10 Mk. durch F aus der Gemeinde Enslingen; 3 durch G in Langenbeutingen. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

2.—3. Oktober Eisenach Fürstenhof

Donnerstag 2. Oktober Abends 1/2 6 Uhr: **Welche Verpflichtung haben wir zur Politik?** Rade.

Freitag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Welche Grenzen der Lehrfreiheit müssen wir uns selbst setzen?** Mulert.

Versammlungskalender

4.—16.	August	Ferienkurse Jena
4.—30.	„	Internationales Friedensseminar Kaiserslautern
5.—12.	„	Naturwissenschaftlich-naturphilosophischer Kursus des Keplerbundes Godesberg
11.—16.	„	Ferienkursus für staatsbürgerliche Erziehung Jena
17.—24.	„	Pädagogische Woche Mainberg
20.—23.	„	Internationaler Friedenskongreß Haag
1.—7.	September	Theologische Woche Mainberg
8.—11.	„	Deutscher Pfarrertag Dessau

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 30. Aus der Arbeit für die Diaspora — Aus der bayerischen Pfalz (Schluß) — Deutsch-Evangelischer Frauenbund (Schluß) — 25 Jahre Evangelisch-Kirchlicher Hülfsverein — Verschiedenes: Prozeß Traub-Brandin; Stimmen der Bube; Evang.-theol. Fakultät in Wien.

Nr. 31. Anhalt 1912/13 — Aus der hessischen Landeskirche — Aus Serbokroatien — Aus der Arbeit für die Diaspora (Schluß)

Die glückliche Geburt eines **Sohnes** beehren sich anzuzeigen

Professor Troeltsch und **Frau Marta**, geb. **Fick**

Heidelberg, Ziegelhäuserlandstr. 17, 30. Juli 1913

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 6. Islam und Islammission. Von Miss.-Insp. Witte — Aus der Mission der Gegenwart — Zwei erfreuliche Zugeständnisse. Von Pfr. Häckel — Bücherbesprechungen — Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

Vormals katholischer Geistlicher, seit 8 Jahren evangelisch und in höherer Privatschule tätig, sucht sofort Stellung als **Redakteur, Anstaltsleiter, Hausvater, Gemeindehelfer** oder sonst etwas. Hülfe dringend nötig, da die Lage sehr traurig ist. Näheres durch den Herausgeber d. Bl.

Verband für internationale Verständigung

Nürnberg 4. bis 6. Oktober

Samstag, den 4. Oktober: Von 10 Uhr an Sitzungen. — Abends 8 Uhr Empfangsabend im Künstlerhaus, dargeboten von der Stadt Nürnberg.

Sonntag, den 5. Oktober: Vormittags 10 Uhr im Künstlerhaus Mitgliederversammlung. — 10 1/2 Uhr ebenda Oeffentliche Versammlung. Ansprachen; **„Programmrede“** Professor Dr. Otfried Nippold, Oberursel; **„Weltpolitik und Weltwirtschaft“** Geheimer Hofrat Professor Dr. Brentano, München. — Abends 8 Uhr: Offizielles Bankett im Rathaus.

Montag, den 6. Oktober: Vormittags 10 Uhr im Künstlerhaus Oeffentliche Versammlung. **„Die Fortbildung der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit“** Hofrat Professor Dr. Lammasch, Wien, und Geheimer Justizrat Professor Dr. Zorn, Bonn; **„Der internationale Gerichtshof für Forderungen von Privatpersonen gegen ausländische Staaten“** Geheimer Justizrat Professor Dr. von Bar, Göttingen, und Professor Dr. Meurer, Würzburg; **„Die Einwirkung des Kapitals auf Krieg und Frieden“** Geheimer Hofrat Professor Dr. von Eheberg, Erlangen; **„Die Einwirkung politischer Krisen auf die Finanzlage, spez. auf Banken und Börsen“** Hermann Maier, Direktor der Deutschen Bank, Frankfurt a. M., und Benario, Redakteur, Frankfurt a. M.; **„Die Bedeutung der Suggestion im Völkerleben“** Hofrat Professor Dr. Friedländer, Hohemark. — Abends 8 Uhr im Industrie- und Kulturverein: Große öffentliche Versammlung. **„Kultur und Krieg“** Professor Dr. Schücking, Marburg a. L., **„Deutschland und Frankreich“** Haußmann, Mitglied des Reichstags, Stuttgart, und Baron d'Estournelles de Constant, Mitglied des Senats, Paris.

Jesus

von W. Heitmüller
D. u. Professor d. Theologie
in Marburg

geh. M. 2.- geb. M. 3.-

Verlag v. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
Tübingen — 1913

Staatlich geprüfte **Erzieherin** sucht Stelle im Ausland. Offerten unter **W. R.** an den Verlag.

Jüngere staatlich geprüfte **Lehrerin** für Lyceen sucht Stellung zum 1. Oktober in feinem Hause.
Adelheid **Krüger**, Pfarrhaus **Beyendorf**, Post Dodendorf.

Für meine Schwester, **Kindergärtnerin** mit vorzüglichen Zeugnissen und langjähriger Erfahrung, suche ich zum 1. Oktober dieses Jahres oder später Stelle an Volkskindergarten (städtisch oder priv.). Auch wäre ich für freundliche Mitteilung von Ausschreibungen derartiger Stellen in den Tageblättern dankbar.

Bucha bei Jena

Pfarrer Fink

Englischer Student, interessiert für soziale Fragen und deutsch-englische Verständigung, etwas deutsch sprechend, wünscht einige Monate in deutscher Familie zuzubringen, womöglich unter gleichzeitiger Erteilung englischen Unterrichts. Schnelle Nachricht erbeten an **Englandkomitee Berlin**, Friedenstr. 66.

Universität Jena

Winter-Semester beginnt am 20. Oktober. **Vorlesungsverzeichnis** versendet kostenlos **Universitätsamt.**

Nordseebad Hooksiel i. O.

Angenehmer, ruhiger Aufenthalt. Stärkende ozonreiche Seeluft. Großer, schattiger Garten; schöne neu eingerichtete Zimmer. Anerkannt gute Verpflegung. Voller Pensionspreis 3,50 bis 4 Mk. Trinkgelder abgelöst. Prospekt frei.

Erholungsheim Rüßmann.

Villa Sonneck am Rotenberg

Marburg, mit großem Garten und herrlicher Aussicht ins Lahntal, empfiehlt sich als Sommerfrische. Pensionspreis 3.50 bis 4 Mk. pro Tag.

Lugano Schweiz **Villa Henrietta** Deutsche Familien-pension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Schloss Mainberg

17.—24. August **2. Pädagogische Woche**
Lebendige Bildung, Bewußtseinskultur und Wesenskultur.

1.—7. September: **1. Theologische Woche**
Theologie und Reich Gottes.

17.—24. September: **3. Akademische Woche**
für Studierende aller Fakultäten und Hochschulen:
Das Wiedererwachen des religiösen Bedürfnisses im modernen Menschen und die Versuche, es zu befriedigen.

Die Wochen tragen den Charakter gemeinsamer Beschäftigung mit den zur Verhandlung gestellten Themen und gemeinschaftlichen Lebens während dieser Zeit. Anfragen wegen Aufnahmebedingungen und Anmeldungen werden erbeten an die **Schloßverwaltung Mainberg b. Schonungen** (Unterfr.).

Johannes Müller

Hauswirtschaftliches Pensionat

Gründliche Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens und der Küche unter direkter Leitung der Hausfrau. Gute, gesellige Formen. Herzliches Familienleben. Die Großstadt bietet Gelegenheit zu jeder Art Unterricht. (Empfohlen durch Herrn Professor D. Dr. Gunkel in Gießen und Herrn Pastor Lic. Hans Schmidt in Breslau).

Frau Käthe Gießel, Magdeburg, Pappelallee 21

Jede Art Privatdrucke

liefert in gediegener Ausführung, prompt u. zu mäßigem Preise
Druckerei Heinr. Bauer, Marburg a. L.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

„An Zahl und Vollständigkeit der Stichworte und an Genauigkeit und Konsequenz der Verweisungen übertrifft dieses Organon theologischen Wissens alle Konkurrenzwerke. Schwerlich wird jemand es vergeblich um einen Namen befragen."

† H. J. Holtzmann in der Deutschen Literaturzeitung vom 14. Mai 1910.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart

Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung

Unter Mitwirkung von
Hermann Gunkel und **Otto Scheel**
herausgegeben von
Friedrich Michael Schiele und **Leopold Zscharnack**
5 Bände Lexikon-Oktav

Ende Juni erschien:

Band IV: Maassen—Rogge

VIII. 2368 Spalten
Mit 5 Abbildungen und 2 Tafeln
Subscriptionspreis Mk. 25.—, in Halbfranz geb. Mk. 28.—

Der **Subscriptionspreis** von Mk. 120.— für das komplette broschierte Exemplar, Mk. 135.— für das in 5 Halbfranzbände gebundene Exemplar **erlischt**

unwiderruflich

am 31. Dezember 1913

Vom 1. Januar 1914 an tritt ein **erhöhter Ladenpreis** von ca. Mk. 130.— für das broschierte und ca. Mk. 150.— für das gebundene Exemplar in Kraft.

Jugendheim Charlottenburg

Goethestr. 22.

Sprengelsche Frauenschule	**Sozialpädagogisches Seminar**
Allgemeine Frauenschule	Ausbildung von Hortleiterinnen und Schulpflegerinnen

Praktische und theoretische Kurse * Pension im Hause

Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Goethestr. 22

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 429 213 840 M. Vermögensbestand 161 392 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.